Korfiz Holm

Die Sünden der Väter

Kleine Bibliothek Langen Band 82

[illegible] von [illegible]

H. von [illegible]

Die Sünden der Väter

Von Korfiz Holm erschienen bei Albert Langen

Schloß Übermut, Novelle — 5. Tausend

Arbeit, Schauspiel in drei Akten

Mesalliancen, Zwölf Liebes- und Ehegeschichten
3. Tausend

Die Könige, Dramatisches Gedicht in vier Akten

Kleine Bibliothek Langen Band 82

Korfiz Holm

Die Sünden der Väter

und andre ironische Geschichten

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München 1905

Inhalt

Seite

Die Sünden der Väter

Die alte Dame fuhr erschrocken zurück, als sie die Tür geöffnet hatte.

„Du, Bernhart? Was ist dir? Wo kommst du her?"

„Direkt von Berlin, Tante Lotte," sagte Bernhart Leverthin gedrückt.

„Komm herein, Junge. Was hast du? Wie siehst du aus? So mitten im Semester? Direkt von Berlin? Und deine Eltern?"

„Niemand weiß, daß ich hier bin."

„Also komm zuerst mal herein, und dann erzähle. Was hast du auf dem Herzen?"

Der junge Student legte seine Sachen ab und folgte Fräulein Jörns in ihr behagliches Wohnzimmer, bei dessen Betreten ihm sonst immer

das Herz aufgegangen war. Aber heute hatte er keine Freude an den alten Mahagonimöbeln, den großen Polsterstühlen mit den Ohrklappen, den durchsichtig weißen Gardinen. Er dachte nur an sich und sein Unglück.

„Aber zuerst koche ich dir eine Tasse Kaffee, Junge, du siehst so durchgefroren aus."

„Nein, danke, Tante Lotte."

Aber sie war schon hinaus.

Bernhart Leverthin saß allein und wartete, und allmählich schien die friedliche Stimmung des Zimmers etwas wie einen Schleier über den Aufruhr in seinem Innern zu ziehen. Sein Mitleid mit sich selbst wurde weicher, sentimentaler. Er kam sich auf einmal furchtbar alt vor, und ihm war, als lägen viele Jahre hinter dem Tage, da er zum erstenmal an diesem Platze gesessen hatte, bei seiner „verbotenen" Tante. Als er mit siebzehn Jahren zufällig erfahren hatte, warum sie eigentlich so verpönt war in der Familie, da war er im aufbrausenden Gefühl jugendlicher Freisinnigkeit und Gerechtigkeit zu ihr gegangen, um sie seiner Achtung zu versichern. Sie hatte

ihn gerührt und freundlich empfangen; und seitdem hatte ihn dieses Zimmer oft gesehen; namentlich wenn etwas auf seinem Herzen drückte. Aber das war immer nur ein Kinderspiel gewesen gegen heute.

Die alte Dame kam mit dem Kaffee.

„So, trink, mein Junge, und dann erzähle."

„Tante," sagte er mit zitternder Stimme, „es geht um Tod und Leben. Kannst du mir zweitausend Mark leihen?"

„Ach du lieber Gott," fuhr sie erschrocken zurück, „meine kleine Leibrente beträgt hundertfünfzig Mark im Monat. — Hast du gespielt, Junge?"

„Nein, aber eine Ehrensache ist es."

„Eine Ehrensache?"

„Wenn ich das Geld binnen wenigen Tagen nicht habe, muß ich mich totschießen."

Fräulein Jörns wußte, daß es mit dem Sterben nicht so leicht geht. Aber Bernhart sprach so fatalistisch überzeugt, daß es ihr ganz kalt über den Rücken lief.

„Es ist eine sogenannte Liebesgeschichte. Außer dir hätte keiner von allen Verwandten Verständnis dafür," fuhr er fort.

Ein sanftes Lächeln ging um ihre Mundwinkel.

„Du meinst, weil meine Tochter keinen Vater hat?" fragte sie leise und einfach, ohne jede Verlegenheit. „Ob deine Liebesgeschichte nicht doch etwas andrer Art ist? So, wie die jungen Leute heutzutage sein sollen, war ich doch nicht."

„Um Gotteswillen, Tante, ich wollte dich doch nicht verletzen. Ich weiß doch, daß du nichts dafür kannst, daß der Lump dich zwei Tage vor der Hochzeit sitzen ließ."

„Bernhart, er war auch nicht mehr als ein unglücklicher Mensch!"

„Unglücklich? Er? — Und du —?"

„Ja, Bernhart, ich habe das Unglück wohl kennen lernen. Die Familie, namentlich mein strenger Stiefbruder, dein Vater! Als ich mich nicht von meinem Kinde trennen wollte, als ich es offen anerkannte . . . Ja, das hat harte Kämpfe gekostet und viele, viele schwere Jahre. Aber siehst du, jetzt bin ich doch zufrieden. Mein Kind hat sein Glück gefunden, in seiner Ehe. Was fehlt mir! Und wenn man auf sein Leben

zurücksieht, wie klein einem alles scheint, was einen einst zerbrechen wollte, und wie hell jeder Sonnenfleck auf dem langen Wege durch die Jahre herüberleuchtet! Das wollte ich dir sagen, Bernhart. Und nun erzähle."

„Tante Lotte, ich bin in einer verzweifelten Lage, einer Lage, die sich nur ein Mann vorstellen kann. Denn der männliche Ehrenstandpunkt —"

„Bernhart, Bernhart, ob du den männlichen Ehrenstandpunkt nicht überschätzt?"

„Ach, Tante, ich meine den Kodex, das Äußerliche!"

„Und doch trägt jeder, Mann und Weib, seine Ehre inwendig."

„Ja," sagte Bernhart mutlos, „das mag wohl sein. Aber was hilft das mir!"

„Also, was ist es denn?"

„Ja, kurz, ich hatte ein — ein Liebesverhältnis mit der Tochter meiner Wirtsleute in Berlin. Und nun hat es Folgen. Und die Eltern verlangen zweitausend Mark von mir."

„Ja, ist das denn gesetzlich?"

„Nein, aber was hilfts mir! Die Leute wissen, warum sie es können. Ich selbst hab es dem Mädchen gesagt. O, war ich dumm!"

„Ja, liebst du das Mädchen denn?"

„Ich habe es mir einmal eingebildet. Aber nein, das ist vorbei. Sie ist so habsüchtig und gerissen wie ihre Eltern. Und der Bildungs grad . . .! Der Vater ist Flickschuster."

„Ja, Bernhart, ich verstehe die ganze Sache nicht. Was hat dabei der Ehrenstandpunkt zu tun?"

„O Tante, Tante," flüsterte Bernhart, die Hände vors Gesicht schlagend, „es ist ja deswegen, weil ich Papa nichts davon sagen kann. Er darf nichts davon erfahren."

Ein Leuchten des Verständnisses ging über Fräulein Jörns Gesicht.

„Ist dein Vater noch immer so?"

„Ach, Tante Lotte, du weißt ja, wie er ist! Aber das ist noch nicht alles. Vor einem Jahr, bei einer Gelegenheit, von der ich nicht sprechen möchte, hat mir Papa das Ehrenwort abgenommen."

„Ehrenwort! Was für ein Ehrenwort?"

„Nie wieder Schulden zu machen und nie wieder ein Weib zu berühren, das nicht meine kirchlich angetraute Frau wäre."

„Das Ehrenwort? Das hat er getan? Da erkenne ich Bernhart wieder. Pfui!" sagte die alte Dame, und ihre Stimme zitterte vor Zorn. „Und wegen eines abgezwungenen Ehrenwortes — ja, ich sage: abgezwungen, denn ich kenne ihn — willst du dir am Ende noch das Leben nehmen!"

„Sei es, wie es mag," entgegnete Bernhart leise, „gegeben hab ich es. Und er! Schließlich, wer selbst so makellos ist, hat wohl ein Recht —"

„So makellos!" flüsterte Fräulein Jörns bitter. „Aber," fuhr sie dann fort, „gebrochen ist dein Ehrenwort. Ob dein Vater das erfährt oder nicht, was kann das ändern?"

„Tante, sag mir, woher ich das Geld nehmen kann," flehte Bernhart, „siehst du, allein ... Ich überwinde es. Ich will es abbüßen in einem Leben voll Ernst. Aber Papa! Ihm kann ich nicht so entgegentreten. Er darf es nicht erfahren. Lieber sterben! Siehst du, er kann es

ja auch gar nicht verstehen. Er ist in der Beziehung so rein, — so unerfahren; wie ein Kind, möchte ich sagen. Und überhaupt ..."

In das Gesicht der alten Dame trat ein harter Zug.

„Haben reine Menschen solche Augen?" fragte sie.

„Du meinst, weil er keinem anders als im Zorn direkt in die Augen sieht. Das ist nervös."

„Nein," sagte Fräulein Jörns energisch, „Gott verzeihe mir die Sünde! Aber hier muß ich ...! Auch ich will ein Wort, das ich gegeben habe, brechen. Ja, und ich fürchte mich nicht davor. Bernhart, dein Vater hat ein schlechtes Gewissen. Das war bei ihm von Kind auf überzart und hat ihn doch nie gehindert, zu tun, wozu ihn seine Begierde trieb. Er ist ein armer, bedauernswerter Mensch. Aber jede Schonung hört auf, wo so einer gefährlich wird, gefährlich seinen eignen Kindern. Willst du wissen, daß dein Vater noch eine zweite Familie hat!"

Bernhart saß mit starren Augen und offnem Munde, der nur einen unartikulierten Laut hervorbrachte.

„Ja, noch eine Frau, wenn sie ihm auch nicht angetraut ist, und fünf Kinder. O, das ist ein tiefes Geheimnis. Und ich selbst weiß davon nur, weil sie einmal in der Verzweiflung zu mir kam, wie du heute. Er ist gegen sie oft ebensowenig gut, wie gegen eure Mutter und euch. Und auch sie hielt mich für die einzige, die dafür Verständnis haben könnte. Auch er weiß, was ich weiß. Als sie einmal schwerkrank war, habe ich ihn an ihrem Bette getroffen. Und da habe ich ihn wieder so recht gesehen. Nicht an sie hat er gedacht, die vielleicht in einer halben Stunde tot sein konnte: nur an sich. Auf den Knieen hat er mich angefleht, mich! Und weil sie mir leid tat, habe ich ihm damals geschworen, daß kein Mensch von mir etwas erfahren würde. Und heute habe ich diesen Schwur gebrochen und werde es nicht bereuen. Geh hin zu ihm und sag ihm, daß du es von mir hast."

Ein langes Schweigen herrschte im Zimmer, als sie geendet hatte. Dann brach Bernhart in Tränen aus. Sie sprachen wohl noch eine Stunde miteinander, er unruhig und hastig

2*

fragend, sie leise und mild erklärend, beruhigend und ermutigend.

* * *

Als Bernhart wieder auf die Straße trat, war er ein andrer Mensch. Wohl klopfte sein Herz in unruhigen Schlägen vor der Aussprache mit seinem Vater, aber er trug den Kopf hoch; und seine Heimatstadt sah ihn ganz anders an. Düster wie vorhin ragten die hochgiebligen Backsteinhäuser, totenstill lag der Hafen mit den eingefrorenen Schiffen, melancholisch klang hie und da der Schrei der hungrigen Möwen, die auf dem Eise des Flusses emsig nach Nahrung suchten, und schwer hingen die Winterwolken. Aber ihm schien alles heller, beinahe sonniger, als vor zwei Stunden.

Merkwürdig! Kam das von der neuen Erkenntnis, daß sein Vater ein Lump war?

Das soldatische Ehrgefühl

Wohlausgerichtet stand die sechste Kompagnie auf dem Kasernenhofe und erwartete den Herrn Hauptmann.

Es war heute der erste Tag des Kompagnie-exerzierens, und die Rekruten standen in bänglicher Erwartung. Hatte ihnen doch die alte Mannschaft schon seit lange versichert, daß sie dabei ihr blaues Wunder erleben würden: die Ausbildung in der Kompagnie sei das Schlimmste; alles, was nachher käme, selbst die Manöver, sei dagegen das reinste Spazierengehen.

Vor der Front stand Leutnant Freiherr von Alsdorf, der den ersten Zug führte, und stocherte mit seinem Säbel im Kies, gelangweilt und mit seinen Gedanken ganz wo anders.

„Herr Leutnant, der Herr Hauptmann kommt,"

rief auf einmal der Führer des zweiten Zuges, Vizefeldwebel Brennhuber, in scharfem Flüsterton.

Der junge Offizier riß seine Glieder zusammen und sah nach dem Kasernentor, durch das gerade der Hauptmann Graf Bohlen auf seiner dicken, schwarzbraunen Liese hereingeritten kam.

„Still estand!"

Der Herr Hauptmann nahm die Meldung gnädig entgegen und rief, als er vor der ersten Rotte des vordern Zuges angelangt war, sein:

„Morgen, Leute!"

„Morreraup!" schrie die Kompagnie, was „Guten Morgen, Herr Hauptmann!" bedeuten sollte.

„Könnt ihr nicht schreien, lahme Bande? Noch einmal! Morgen, Leute!"

„Morreraup!"

Das Gebrüll brach sich an den Kasernenmauern und schien erst langsam vom Morgenwinde seitwärts fortgetragen zu werden.

„O je," wisperte der immer vorlaute Hornist Ringler, „heut raucht der Alte keinen guten. Freuts euch, Rekrutenschniggl!"

Und richtig, eine geschlagne halbe Stunde lang hatte der Kompagniechef an der Richtung, der Deckung und allerhand Kleinigkeiten zu mäkeln; hier saß ein Helm schief, dort war ein Knopf offen oder ein Kuppelschloß „dreckig". Endlich kommandierte er:

„Mit Sektionen rechts schwenkt, marsch!" Aber in demselben Augenblick hieß es auch schon: „Halt! Herstellt euch! — Herrgottsakrament!" schrie der Hauptmann den Sergeanten Bertsch an, der den dritten Zug führte, „wer ist das verdammte Aas im ersten Glied? Der fünf — sechs — acht — elfte Mann? Wie heißt der Rekrut mit dem dicken Schädel?"

Sein Säbel zeigte auf einen Soldaten von mächtigem Körperbau mit einem beinahe römischen Kopfe. Über dem grob vorspringenden Kinne grinste jetzt ein großer Mund voll prachtvoller Zähne, halb dumm verlegen und halb störrisch; die kleinen Augen unter der niedrigen, weit ausladenden Stirn lachten nicht mit. Sie standen ruhig und ausdruckslos, zeigten aber einen Glanz, der diesem Gesicht etwas Bösartiges ver-

lieh; man mußte unwillkürlich an den Blick eines Bullen denken.

Während Sergeant Bertsch noch durch Abzählen nach dem Sünder suchte, sagte der Leutnant: „Das ist der Mayr Vitus, Herr Hauptmann."

„Mayr!" schrie der, „sind Sie der Mayr?"

„Jawohl, Herr Hauptmann!"

„Jawohl, Herr Hauptmann! Der Kerl grinst noch! Grinsen Sie nicht, Sie Hammel! Sie sind wohl dumm, was? Sergeant Bertsch, ist der Mann dumm?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann. Der Mayr Vitus ist bereits der allerdummste von die Rekruten."

Vitus Mayr schien sich hierüber zu amüsieren. Wieder zog er den Mund grinsend in die Breite.

„Lachen Sie nicht!" brüllte der Hauptmann, „Sie finden das wohl komisch? Ich kann Ihnen nur sagen, das ist traurig! Was ich wohl verbrochen habe, daß gerade ich immer die dümmsten Bauernrammel ausgerechnet in meine Kompagnie bekommen muß! — Aber ich treibs Ihnen aus! Haben Sie mich verstanden, Sie Aas?

Wir wachsen noch zusammen! Geben Sie blos Obacht! Ich schleif Sie, daß Sie die Engel im Himmel pfeifen hören! Verstanden? — — Mit Sektionen rechts schwenkt — marsch!"

* * *

Und der Herr Hauptmann und Vitus Mayr „wuchsen" an diesem Tage noch ziemlich oft „zusammen". Dieser machte so konsequent alles verkehrt, daß jener mehrere Male die Frage aufwarf, ob das „Instinkt oder Überlegung" wäre.

Als endlich wieder heim marschiert wurde, rief der Hauptmann, der an der Spitze der Kompagnie ritt, den Leutnant an seine Seite und hatte mit ihm eine lange Zwiesprach über den Rekruten Mayr.

„Sie kennen die junge Mannschaft ja besser, lieber Baron; was halten Sie denn nun von dem Mayr? Ist der Kerl so dumm, wie er aussieht, oder markiert er das bloß?"

„Er ist noch dümmer, als er aussieht, Herr Hauptmann. Aber ich glaub, es muß ihm einer gesagt haben, beim Militär könnt einer gar net für

dumm genug ghalten werden. So dumm, wie der sich anstellt, kann eigentlich kein Mensch sein. Wie ich ihn s erstemal beim Unterricht gfragt hab, wer der oberste Kriegsherr wär, hat der Depp gsagt: Du, Herr Leutnant. Und da hab ich natürlich lachen müssen, und die Leut haben ja grad gebrüllt. Na, und da scheint der Kerl zu meinen, es ging am besten, wenn er so weiter macht; schließlich tät man doch lachen, und ihm geschäh nix. Schaun S, Herr Hauptmann glauben ja net, was das für Zeit gebraucht hat, bis ich ihm s Sie sagen statt m Duzen beigebracht hab. Und derweil glaub ich ganz gwiß, eigentlich hat er das schon am dritten Tag gfressen ghabt. Denn schlau sind ja auch die dümmsten Bauernluder bei uns."

Der Leutnant wußte noch allerlei Geschichten von Vitus Mayr, und sein Vorgesetzter hörte sie alle nachdenklich an, die Oberlippe vorgeschoben und von Zeit zu Zeit durch die Nase heftig in seinen Schnurrbart blasend.

„Jetzt hab ich ihn heraus!" sagte er schließlich unvermittelt. „Dem Tropfen will ichs ge-

hörig hineintreiben. Glaubt denn so ein geschorter Rammel, er wär schlauer wie ich? Wird sich brennen, der Herr Mayr! — Ich danke sehr, lieber Baron."

* *
*

Auf dem Kasernenhofe ließ der Hauptmann einen Kreis formieren und hielt eine Ansprache an seine Leute, in der er im allgemeinen die Leistungen der Kompagnie bemängelte und sich im speziellen in wenig freundlicher Weise mit Vitus Mayr beschäftigte, der nicht nur der krümmste und dümmste, sondern auch der frechste und faulste Sauhund wäre, der je die königliche sechste Kompagnie verschandelt hätte. Der Schluß der Ansprache lautete:

„Ein solcher Kerl kann eine ganze Besichtigung umschmeißen. Leute, ihr wißt, daß meine Kompagnie im Regiment den Beinamen ‚die stramme Sechste' führt. Das ist ein Ehrentitel, den wir uns bewahren wollen. Und dazu muß jeder einzelne mithelfen. Und wenn so ein faules Aas, wie der Mayr — schaut euch das Monstrum

an, er lacht noch — wenn so ein faules Aas dabei ist, das kein soldatisches Ehrgefühl besitzt, so können die Vorgesetzten allein auch nicht alles machen. Die Kameraden müssen so einem Kerl auch die Meinung sagen, energisch die Meinung sagen. Die können am meisten dazu tun, das soldatische Ehrgefühl in so einem traurigen Mannsbild zu wecken. Habt ihr mich verstanden, Leute?"

„Wolleraup!"

„Leute, unter der Faulheit von einem solchen Kerl müssen die andern mit leiden. Der ganze dritte Zug exerziert eine Stunde nach. — Feldwebel!"

„Herr Hauptmann?"

„Der Mayr hat vierzehn Tage Kasernenarrest!"

„Vierzehn Tage Kasernenarrest! Befehl, Herr Hauptmann!"

Der dritte Zug tritt an der linken Ecke des Exerzierhauses, Front gegen Süden, zum Nachexerzieren an, die andern in die Quartiere, mit Kehrt — wegtretn!"

„Freu dich, du Saukopf!" sagte Sergeant Bertsch zu Mayr.

* * *

Als der Feldwebel abends beim Appell die Befehle vorgelesen hatte, schritt er sarkastisch lächelnd die Front entlang und machte vor Vitus Mayr Halt.

„Da is ja der Herr Mayr," sagte er schmelzend, „laß dich doch amal anschaun, mein Sohn! Du schaust ja recht blühend aus. Das freut mich. Und s scheint dir ja gut zu gefallen beim Militär, weil du so schön lachst mit deine weißen Zahnderln. Schau, schau, der Herr Mayr braucht ja de Pratzn net anlegen, wann i mit ihm sprich!" Mayr bekam einen Schlag mit der Säbelscheide auf die Finger. „Soll ich dir am End gar eine Scheeselongsch raustragen lassen, daß dus noch bequemer hast? Du niederboarischer Stier, du niederboarischer, ich möcht dir ja gleich mit alle zwoa Füß in den Bauch neinspringen, daß d an der Wand pappen bleibst mit deine Kutteln! Du Tropf, du miserabliger! Pfui Teifi!"

Und Feldwebel Walter ging zu seinem Tische zurück.

„Ja, ja, mit die zwoajährige Dienstzeit," begann er dann, „in der guten alten Zeit früher is anderscht hergangen. Aber da gabs aa noch alte Soldaten. Heut gibts nur mehr alte und junge Rekruten. Alte Soldaten gibts nimmer mit enkrer zwoajährigen Dienstzeit. Früher hat man so Burschen wie dich ganz oafach nachts ausm Bett gholt, die Deckn übern Kopf, daß er nix hat spannen können, und dann drauf losgschlagen, daß ihm die Faulheit bald vergangen is. Und beschweren hat sich so einer net traut; er hätt auch net sagen können, wers gwesen is, mit der Deckn überm Kopf, im Dunkeln. Ja, ja, der Herr Hauptmann hat ganz recht — bloß zu gut is der Herr Hauptmann, den Herrn Hauptmann von Esp hättets erlebn solln! — Ganz recht hat der Herr Hauptmann; das is das suidattische Ehrgfüll. Aber das gibts ja nimmer mit enkrer zwoajährigen Dienstzeit."

* * *

Vitus Mayr gehörte zur Korporalschaft des Sergeanten Bertsch. Im Zimmer Nummer hundertdreiundzwanzig, wo die lag, wurde heute abend viel und geheimnisvoll geflüstert.

Als die Mannschaft dabei war, sich für die Nacht auszuziehen, kam der Sergeant in der Ausgehmontur aus seinem Verschlage und ließ so beiläufig fallen:

„Vor zwölfi komm ich heut net hoam." Und dem Rekruten Mayr warf er einen Blick zu, der sagte: Freu dich, Bürschl!

Von den Stubenkollegen hörte das räudige Schaf der Kompagnie mancherlei schnöde Bemerkungen, die nur mit dem gewöhnlichen Grinsen und einem stupid verschlossenen, bösen Blick beantwortet wurden, im übrigen aber wirkungslos abprallten. Mayr kroch als der erste auf seinen Strohsack und schnarchte schon, bevor die Lampe ausgedreht war.

Das besorgte jetzt der Hornist Ringler, und in der Dunkelheit begann die Korporalschaft, Mayr nach dem Rezept des Feldwebels das soldatische Ehrgefühl beizubringen.

Sie hatten aber die Kraft und Gewandtheit des Delinquenten bedeutend unterschätzt. Mayr befreite sich sehr bald aus der Decke und entledigte sich des heftigsten Angreifers, des Hornisten, durch einen Fußtritt, der den in den Magen traf, daß er stöhnend in eine Ecke flog. Und auf die andern drosch er mit einer Kraft und Rücksichtslosigkeit ein, daß ihnen der Ausgang der Rauferei sehr zweifelhaft wurde. Derweil war der Hornist, der vor Wut schäumte, wieder einigermaßen zu sich gekommen. Er richtete sich mühsam an einem Schranke auf, holte einen Wasserkrug aus Steingut herunter, schlich, immer noch gekrümmt vor Schmerz, von hinten an Mayr heran, holte weit aus und ließ den Krug auf dessen Kopf niedersausen. — Scherben klapperten zu Boden, aber auch Mayr schlug mit einem gurgelnden Laute lang hin.

Alle standen starr und sahen sich mit bleichen Gesichtern an. Da ging die Tür auf, und der Feldwebel kam herein; ein Lichtstreif vom Gange her legte sich über Mayrs hingestreckte Gestalt. Das gurgelnde Stöhnen wurde zum Erbrechen.

„Was is denn des für ein Saustall?" schrie der Feldwebel. „Gschwind einen Lazarettghilfen!"

Ein Mann lief hastig davon.

„Was is denn des?"

„Der Ringler hat dem Mayr Vitus ein bissel mit m Wasserkrug naufftupft, und do is er gleich hinschlagn."

„Ringler, du bist aa so ein niederboarischer Stier. Alleweil der Rosenkranz und s Messer! Ich laß dich untergerichtlich verhandeln, daß d as woaßt!"

„Schaafhammel, du kannst einen grad verhandeln lassen!" dachte der Hornist bei sich, mit einem Versuche, sich innerlich zu ermutigen; aber dann starrte er wieder auf den am Boden Liegenden, und seine Lippen zitterten.

„Das sind so die neumodischen Suidatten," schrie der Feldwebel, „kein suidattisches Ehrgfüll mehr. Zu meiner Zeit haben Kameraden zsammghalten; heutzutag haun sich die Rammel bereits tot. Dös sag ich euch: auf mi und den Herrn Hauptmann versuchts enk net heraus-

3*

zuredn! Es hat euch keiner angschafft, daß ihr den Mayr derschlagn sollts. Und der Ringler kommt nach Oberhaus, wenn dem Kerl was gschehn is. Dafür steh ich ihm gut. Saubagasch! Der Herr Hauptmann wird eine Freud ham! Des verschandelt die Straflisten wieder schön!"

Der Ästhet

„Etwas Ernstes?" fragte er besorgt und ein wenig geärgert. „Du machst so ein gequältes Gesicht. Ach, muß ich es wirklich hören? Du weißt, wie schrecklich mir unangenehme Sachen sind. Und ich brauche die Stimmung so notwendig. Seit zwei Monaten habe ich nichts mehr zusammengebracht. Ich gehöre eben nicht zu den Dutzend-Künstlern, die können, wenn sie müssen oder wollen. Bei mir ist jede Minute der Stimmung mehr wert, als andern Malern ein Jahr ihres Lebens."

Ein schmerzlicher Zug legte sich um ihre Mundwinkel. Sie senkte das Kinn auf die Brust, um ihn zu verbergen. Aber ihre Arme hingen so schlaff und verzweifelt, daß er die Augen

wegwenden mußte, um ihr den frischen Ton zu glauben, in dem sie jetzt sagte:

„Ach, Lieber, verzeih mir nur, es war so dumm von mir. Es ist ja auch wirklich gar nichts. Ich weiß nicht, ich bin auch so nervös in letzter Zeit und verliere wegen jeder Kleinigkeit gleich den Kopf. Es war nichts. Denk nicht mehr dran."

Und sie versuchte ein Lachen, das ganz merkwürdig herauskam. Er hielt sich die Hände an die Ohren und rief abwehrend:

„Sibylle, wenn du wüßtest, wie schrecklich mir so ein falscher Ton ist! Wenn du nicht lachen kannst, so zwing dich doch bitte nicht dazu. Das ist das Schlimmste."

Sie schwieg, aber ihre Lippen zitterten vor stummen Klagen. Vor Klagen um ihn. Ihn rührte die Liebe, die darin lag; sie griff leise verschauernde Akkorde auf seinen gespannten Nervensträngen. Aber nur einen Augenblick tat das wohl, dann schmerzte es. Er faßte ihre Hand und führte sie vor die Staffelei.

„Siehst du, Sibylle, heute habe ich sie ge-

funden, die Linie, auf die mein Bild gestimmt werden soll, und die ich so lange, so schmerzlich gesucht habe."

Sie stieß ein freudig bewegtes „Ah" aus und sah mit begeisterten, verständnisvollen Blicken den seltsam geschwungnen Strich an, dem er erläuternd mit dem Finger folgte:

„Siehst du, Sibylle? Siehst du es? Wirrsal, Not und Leid der Menschheit, spitze Notschreie, kleinliche Angst! Aber alles glättet sich, ebnet sich, gleitet hinüber in Ruhe, Harmonie, Triumph, Schönheit! ‚Der Sieg der Schönheit' wird das Bild heißen, wird es sein. Denn in mir ist der Sieg der Schönheit. Besiegt ist alles Elend der Menschlichkeit."

Sie hatte ihm mit leuchtenden Augen zugehört. Sie sah sein Bild vor sich, das Bild, das ihn unter die Großen einreihen sollte: vor den Augen der Welt, die ihn nicht kannte. Denn sie wußte ja längst, was er war, sie allein wußte es. Wohl hatte er Freunde, die ihn ekstatisch bewunderten. Aber was wußten die! Keiner verstand ihn wie sie.

Aber als er dann so stolz seinen Sieg über alles Elend der Menschlichkeit verkündete, da wuchs dieses kleine Elend auf einmal wieder und streckte graue Spinnenfinger nach ihrer Freude; sie vergaß die stetige Selbstbeherrschung, in der sie so geübt war. Ein Seufzer kam aus ihrer Brust.

Er fuhr auf.

„Woran denkst du? Ich zeige dir das, und du —! O wie einsam wir sein müssen! Im leeren Raum müssen wir nach Seelen rufen, aber kein Widerhall antwortet uns. Taub ist die Leere, und unsre Seele friert in der Verlassenheit."

„Liebster," sagte sie bittend, „ich weiß ja nicht, was ich habe. Ich glaube wirklich, ich bin nicht ganz gesund."

„Krank willst du auch noch werden, jetzt, wo ich die Freude so brauche! Aber wozu?! Jetzt ist mir doch alles verdorben! Ich sehe mein Bild nicht mehr. Du hast es zerstört."

Sie stand mit zusammengebissenen Zähnen und schwieg. Auch sie war hellhörig geworden für falsche Töne. „Er lügt," sprach es leise und

hart in ihr, aber sogleich antwortete eine andre Stimme: „Er weiß es wohl selbst nicht."

Ihr Schweigen erbitterte ihn.

„Ja, mach mir nur Vorwürfe. Jetzt ist ja doch alles einerlei. — Was hast du vorhin gewollt?"

In ihr wurde etwas kalt.

„Ja," sagte sie und hob den Kopf, „es ist wohl das beste . . . Ich kann nicht mehr, ich weiß mir nicht mehr zu helfen."

„Das Geld!" sagte er bitter.

„Ja, Geld! Der Hauswirt will die Miete, die Lieferanten drohen mit Klagen. Alles, was zu entbehren ist, habe ich verkauft und versetzt. Ich habe nichts mehr, ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich stehe allein; an wen sollte ich mich wenden!"

Er starrte auf den Boden.

„Du brauchst mir nicht zu sagen, daß wir bisher von deinem Geld gelebt haben," sagte er endlich, und sein Gesicht bekam einen bösartigen Ausdruck.

„Lieber," seufzte sie schmerzlich.

„Ja, was soll ich denn tun?“ grollte er.

„Lieber, wenn du doch mal an deinen Vater schreiben wolltest!“ sagte sie furchtsam.

„Nein! Nie! Ich kann nicht.“

Ihr Schweigen darauf war ihm unheimlich.

„Sibylle,“ sagte er und griff nach ihrer Hand, die sich kalt und schlaff in seine legte, „Sibylle, schreib du noch einmal an ihn.“

„Ich kann nicht, Lieber, ich kann nicht! Zweimal hab ich jetzt an ihn geschrieben. Das erste Mal hat er geantwortet, zwischen seinem Sohn und ihm brauchte es keinen Vermittler. Das zweite Mal hat er gar nicht geantwortet. Wenn du ihm schriebest —“

„Ich kann nicht, ich kann es nicht. Und überhaupt — schreiben —! Sibylle!“ Seine Stimme bekam einen flehenden Klang. „Sibylle, eins würde sicher helfen. Wenn du hinreisen wolltest!“

„Oswald!“ rief sie empört, „das verlangst du von mir, und du weißt — deine Eltern haben nie etwas von mir wissen wollen. Was hat es mir gekostet, die Briefe zu schreiben! Das kann

ich nicht! Das will ich nicht! Alles in mir schreit dagegen!"

Er warf sich mit abgewendetem Gesicht in einen Stuhl und seufzte laut.

„Ein Theaterseufzer," dachte sie bitter, und alles in ihr bäumte sich auf einmal empor.

„Oswald, reise du zu deinen Eltern, du mußt, es ist deine Pflicht! Ich habe jetzt genug getan; so geht es nicht weiter!"

„Nein, nein, nein!" sagte er kalt, „ich kann nicht, das weißt du, ich kann mich nicht demütigen, ich kann nicht betteln."

„Aber ich soll ...!" fuhr sie auf.

„Bemüh dich nur nicht um meinetwillen," sagte er höhnisch, „ich bin es wirklich nicht wert. Ein Maler mehr oder weniger in der Welt! Was liegt daran! Ich geh in den Fluß. Bemüh dich nur nicht."

„Lieber!" schrie sie auf.

„Ja, was nützt alle Liebe!" sagte er melancholisch und mit einer gewissen Angst, aber sagen mußte er es, er konnte nicht anders, „wenn sie mich dann herausziehen, werden sie sagen:

den hat seine Frau in den Tod gejagt, mit aller ihrer Liebe!"

Sie war bleich geworden und starrte ihn mit entsetzten Augen an. Er erschrak vor ihrer steinernen Unbeweglichkeit und wollte schon etwas Begütigendes sagen. Da kam aber plötzlich eine seltsame Lebendigkeit über sie.

„Gut, ich will dich von mir befreien!" rief sie mit steuerlosen Gesten und stürzte zur Tür hinaus.

„O, wie ich solche Szenen hasse!" sagte er vor sich hin. Und plötzlich überkam ihn eine Angst: „So war sie nie! Sie wird doch nicht — Aber nein! So leicht tut man das nicht, so leicht nicht!"

Und er trat vor seine Staffelei und schaute auf die Leinwand und trauerte um die Stimmung für sein Bild.

Die Schritte nebenan waren verstummt. — „Sie wird ruhiger, es tut ihr leid."

Auf einmal, unmittelbar hintereinander, zwei Schüsse im Nebenzimmer, ein dumpfer Fall, dann Stille . . .

Oswald stand wie versteinert, alle Nerven zum Zerreißen gespannt. Und nun drang ein jammerndes Stöhnen herüber, hell und hoch wie von einer Kinderstimme.

In wahnsinniger Angst ergriff er die Flucht aus der Wohnung, die Treppen hinunter, und klingelte und rüttelte an der Tür des alten Sanitätsrates unten.

* *
*

Oswald stand in den äußersten Winkel des Ganges gedrückt, als der Sanitätsrat wieder aus dem Schlafzimmer kam.

„Tot?“ rief er fiebernd.

Der alte Herr neigte schweigend den Kopf.

„Wollen Sie nicht hinein zu ihr?“ fragte er endlich.

„Nein, nein, unmöglich!“ schrie Oswald mit abwehrend vorgestreckten Händen, „ich kann nicht. Ach, Herr Sanitätsrat, ich bin so sensitiv. O, wie grauenhaft! Nein, keine Nacht mehr in diesem Hause! In dieser Stadt! Herr Sanitäts- rat, nehmen Sie, bitte, bitte, die Schlüssel der

Wohnung an sich, bis mein Freund, der Doktor Wirckau, kommt. Ich benachrichtige ihn. Er wird alles für mich besorgen."

Ein sonderbares Lächeln, das eigentlich gar kein Lächeln war, umspielte die schmalen Lippen des alten Herrn.

* * *

Zwei Stunden später saß Oswald allein in einem Eisenbahnkupee und fuhr seiner Vaterstadt entgegen.

O das Grausige! Immer sah er sie vor sich, wie er sie doch gar nicht gesehen hatte: bleich, blutig. Daß sie ihm das hatte antun können! Sein Mitleid mit sich selber wuchs von Minute zu Minute. Und endlich brach es sich in einem Tränenstrom Bahn.

Vielleicht eine Stunde schwelgte er in seinen Tränen. Dann wurde er ruhiger. Er dachte an den Ort, der ihn erwartete, an sein Vaterhaus. Sein strenger Vater! Aber jetzt, wenn er so ankäme, ein vom Unglück gebrochener Mann ...! Und seine Mutter! Sie hatte immer auf seiner

Seite gestanden. O, er wußte es, sie würde ihn trösten und pflegen.

Er dachte an sein Zimmer daheim, mit dem breiten Nordfenster. Wie schön es im Vaterhaus war: so sorgenlos und beschützt! Und der Vater! Jetzt müßte er ihn doch schonen. Einen vom Leid Zerschmetterten martert man nicht mehr.

Und seine Gedanken gingen weiter. Er würde den Schmerz, das Grausen überwinden, es läutern, verklären in seiner Kunst. Und da auf einmal stand wieder sein Bild vor ihm, anders als früher, größer. Er fühlte: jetzt erst war er ein ganzer Künstler, gereift und gestählt durch das Unglück, den großen Schmerz und das Grausen. Ein befreiender Seufzer hob seine Brust. Er malte sich Bilder der Zukunft; die Vergangenheit legte er hinter sich, hinter sich die Leiche in dem kleinen Schlafzimmer im vierten Stock, auf deren Gesicht ein größerer Künstler das bleiche Siegel seiner Meisterschaft geprägt, die ruhige Linie des kalten Verstehens gezeichnet hatte, in die alles Elend der Menschlichkeit ausläuft.

Über Gräbern

An einer Seitenallee des Friedhofes liegt ein Grab, das erst vor kurzem offen war. Wo das gelbe Erdreich vorschaut, ist es von der Maisonne ausgesogen, Sandbächlein sind die Hügelwände hinuntergerieselt. Aber das meiste bedecken die Kränze, braungewordene Blumen, gelbgraue, spröde Lorbeerblätter, grüne Palmwedel, mit schwarzen Punkten gesprenkelt. Nach der Beerdigung hat es geregnet, von den blinden Goldbuchstaben der weißen Atlasschleifen ziehen grünliche Adern abwärts. Der Lebensbaum, der seltsamerweise mitten in dem großen Grabhügel steht, hat beim Einbetten des neuen Gastes an den Wurzeln gelitten. Traurig läßt er sein Laub hängen, dessen Geruch sich mit dem Hauch der Kränze mischt und mit dem süßlich moderigen

Atem, der durch die Türgitter der Kellergrüfte steigt.

Zu häupten des Grabes steht eine abgebrochne Säule; an ihrem Schaft lehnt ein gewölbter Ovalschild, den zwei Putten mit steinernen Rosengirlanden kränzen. Auf dem Schild oben ein Wappen, darunter die Worte: „Freiherrlich Brenckensches Erbbegräbnis". Dann heißt es: „Hier ruhen in Gott", und es folgen zahlreiche Namen mit Geburts- und Todesdaten. Sie setzen sich auch auf den Wänden des Sockels fort.

Der Name dessen, an den die Frau dort auf der Bank des Erbbegräbnisses denkt, steht noch nicht da. Aber ihr Auge sieht ihn schon an der Stelle, die ihm bestimmt ist: „Claus Freiherr von Brencken, geb. 5. Juli 1867, † 13. Mai 1901."

Ja, an einem dreizehnten und im Mai hat er sich erschossen. Er hat sich erschossen! Kein Mensch weiß, warum. — Und wenn es einen gäbe, sie könnte ihn nicht fragen. Niemand darf ahnen, daß sie hierhergekommen ist, an sein Grab. —

Warum nur dies? Warum? War er nicht

glücklich gewesen? Ein schon bekannter Künstler! Ein Liebling der Frauen! Ein Aristokrat, reich wohl nicht, aber doch vor jeder Not gesichert! — Und dieses Ende! —

Sie weiß ja, wie unglücklich man sein kann, ohne sich das Leben zu nehmen. Sie weiß es. Wie gern tauschte sie mit ihm! — Der Tod ...! Ist er nicht, beinahe schon von ihrer Kindheit her, immer ein lieber Gespiele ihrer Träume gewesen? Aber sie hat Pflichten ... Ihre Kinder ... Immer hat sie Pflichten gehabt. Nur deshalb hat sie nicht schon lange diesen dunkeln Schritt getan, so denkt sie. Und mögen da auch ganz, ganz andre Gründe mitsprechen, sie hört sie nicht. Wieder spielen ihre Träume mit Tod und Leben. Müde starrt sie auf das Grab.

Plötzlich horcht sie auf. Eine Dame kommt den Weg entlang. — Soll sie fort? Aber es wäre doch schon zu spät! Und es gibt ja so viel Gräber an dieser Allee. Er hat sonst auch keine weiblichen Verwandten, und seine alte Mutter trägt keine seidnen Unterröcke. — So bleibt sie sitzen. — Die Dame wird vorübergehen und sie

am Ende gar nicht bemerken. Sitzt sie doch halb verdeckt von dem Lebensbaum.

Und immer näher kommt das Rascheln, durch das nur hie und da ein Knirschen des Kieses laut wird. Und dann stockt die Bewegung, die Schritte werden schwerer. — Sucht sie etwas?

Aber ...! Die Frau auf der Bank hat die andre erkannt. Kommt sie an sein Grab? Ist es doch wahr, was die Leute gemunkelt haben? — Er ist ja immer von kühler Vorsicht und Diskretion gewesen in seinen Liebesangelegenheiten.

Die Fremde ist vor dem Brenckenschen Erbbegräbnis stehen geblieben und liest die Inschrift auf dem Monument. Da bemerkt sie auf einmal, daß noch jemand da ist. Sie hebt ruhig den Kopf, macht ein übertrieben zerstreutes Gesicht und will weitergehen.

Aber die andre hat eine plötzliche dämonische weibliche Neugier von ihrem Sitz emporgerissen. Sie tritt ihr in den Weg und fragt:

„Fräulein Pia Sanden?"

Pia Sanden ist erstaunt. Nicht, weil die

fremde Dame sie kennt. Wer in der Stadt kennte sie nicht, die große Salondame und unübertreffliche Darstellerin weiblicher Kanaillen, die vor zwei Jahren noch kleine Dienstmädchenrollen spielte, bis ihr Direktor seine Liebe zu ihr und gleichzeitig ihr Talent entdeckte? Und heute reißen sich die ersten Theater um sie; von der nächsten Saison ab ist sie mit einem glänzenden Kontrakt nach Berlin engagiert. Der Direktor gehört für sie der Vergangenheit an; abgelöst hat ihn die erste Finanzgröße der Stadt, übrigens ein junger, eleganter, sehr gesunder Mann, der das Geld schon von seinem Vater her hat.

„Sie wünschen?" fragt Pia und mustert ihr Gegenüber mit in die Höh geworfenem Kinn durch halbgeschlossene Lider.

Mit einem kindlichen Blick sieht die kleinere Frau zu ihr hinauf und wird rot.

„Sie haben Claus Brencken gekannt?"

Die Schauspielerin zieht ein leicht belustigtes Gesicht:

„Ja, flüchtig!" Aber dies „flüchtig" kommt so ironisch heraus, daß es deutlich das Gegenteil

sagt. Denn Pia kann das Nuancieren nicht lassen, und auch im Leben fällt ihr so leicht keine Pointe unter den Tisch.

„Sie haben — er hat Sie geliebt?" — Flehend und bang klingt diese Frage.

„Hö?" macht Pia freundlich erstaunt. Dann fährt sie aber schneidend fort: „Wie komme ich dazu, Ihnen hierüber Auskunft zu geben, meine gnädige Frau?"

„Ach, ich ... Verzeihen Sie, bitte, ich ... Was müssen Sie nun von mir denken? — Ich habe, ich bin ... Ich möchte ... Entschuldigen Sie, bitte. Ich dachte nur ... Ich weiß selbst nicht ... Nichts, wirklich!"

„Ah so!" sagt Pia, die Lippen kräuselnd, und läßt einen überlegnen Blick über die andre wandern. Dann bringt sie die folgenden Worte wie einen guten Aktschluß: „Frau Elsa Kimmerlein, nicht wahr? Geborne von Berkowitz?"

Die Angeredete erbleicht und wird um eine Handbreit kleiner. Pia aber ist zusehends gewachsen und weidet sich an ihrem Erfolg.

„Ja, daran erkenn ich ihn," fährt sie

fort. „Einen guten Geschmack hat er immer gehabt.“

„Woher kennen Sie mich? Woher wissen Sie? Ach, verzeihen Sie mir ...“

„Sie haben ihn also so sehr geliebt?“ fragt Pia ruhig, mit einer gewissen Nachsicht.

„Sehr, sehr unglücklich!“ gesteht Frau Elsa gefühlvoll und fassungslos und sieht wie ein kleines Mädchen aus. „Und dies alles ist so schrecklich dunkel und rätselhaft, und ich darf ja keinen fragen, und darum ... Ach, ich möchte so gern recht, recht viel ... Alles möchte ich von ihm wissen. Und darum erlaubte ich mir ... Ach, verzeihen Sie nur!“

Pia mustert die zitternde hübsche Frau mit alles durchdringenden Kennerblicken, und dabei wächst in ihren Augen eine unreine Glut; auch sie wird von der seltsam lüsternen weiblichen Neugier gepackt. Nicht was diese Frau ihr erzählen könnte, reizt sie; das Wie ist es.

„Ich soll Ihnen also von Brencken und mir erzählen?“ sagt sie. „Wissen Sie auch, was Sie damit von mir verlangen? O, mehr, als Sie

ahnen können! Aber schön! Ihnen zuliebe will ich es tun; und ich stelle nur die eine Bedingung, und Sie werden das verstehen: Sie müssen mir zuerst alles von Ihnen und ihm erzählen!"

„Woher wissen Sie ...? Ich hab auch wirklich gar nichts zu erzählen!"

„Sie sehen ja, ich weiß! Und das ist meine Bedingung," sagt Pia, schiebt ihren unter Frau Elsas Arm und zieht sie zur Bank. „Wir setzen uns lieber! Mir können Sie ruhig alles sagen."

Die kleine Frau wäre am liebsten weit fort. So dicht drängt sich die Schauspielerin an sie, daß sie deutlich spürt, wie die Atemzüge erregt und gleichsam heiser durch deren Leib gehen. Aber sie wagt nicht, wegzurücken; schweigend und wie hypnotisiert starrt sie auf Pias Fuß, der sich in weißseidnem Strumpf und hellgrauem Schuh mit grünem Hacken herausfordernd präsentiert, obgleich Frau Elsa ihn etwas zu groß und zu breit findet.

„Also Sie sind seine Jugendgeliebte?" hilft ihr Pia.

„Geliebte?!" ruft die kleine Frau entsetzt.

„Na, ja, ja, ich weiß schon. Er war immer ein sehr vorsichtiger Herr, ich kenne ihn ja. Aber so auf ... Na, darauf kommt es ja auch nicht an, finde ich wenigstens. Wir Frauen ...!" Sie bricht ab, sieht ihre Nachbarin lauernd von der Seite an und fährt fort: „Aber Sie haben immerhin doch manches mit ihm erlebt, was junge Mädchen für gewöhnlich ..."

Sie sieht, daß der andern die Tränen nahe sind, und fragt sich im stillen, ob sie es nicht mit einer ganz gewöhnlichen Pute zu tun habe. Aber das Schweigen wird drückend, und so bricht sie es mit einem:

„Und dann?"

„Und dann war es vorbei."

„Weil Sie verlangten, er sollte Sie heiraten, bevor ..."

„Hätte ich denn anders können? Bedenken Sie doch auch meine Erziehung! Und überhaupt! Und er! Er hatte ja recht! Er konnte ja noch gar nicht heiraten. So jung ... Und die Mittel fehlten. Und so kam es zu einem

Streit. Und er wurde so böse. Und dann war alles vorbei."

„Ja, so sind diese Männer!" sagt Pia; aber es liegt kein Zorn in diesen Worten, sondern eher ein gewisses Mitleid, eine verachtungsvolle Betrachtung des ganzen Geschlechts von oben herab.

„Und später haben Sie dann Ihren Mann geheiratet ...?"

„Ich mußte ...! Meine Mutter ..."

„... und sind recht unglücklich geworden."

„Woher wissen Sie alles über mich?" fragte Frau Elsa zitternd.

„Woher wohl? — Und ich verstehe das ja so gut. Sie mußten ganz besonders unglücklich werden. Sie wußten ja schon so mancherlei, was andre Frauen, die jung und unschuldig einen ungeliebten Mann heiraten, vielleicht nie lernen. Ich versichre Sie, meine gnädige Frau — ich weiß das — überhaupt unter hundert kaum eine. Sie aber wußten, was Sie entbehrten. Ich begreife das alles, mir ist nichts Menschliches fremd. Ich begreife auch so klar, daß Sie dabei

alles vergessen mußten, wozu Ihre Erziehung Sie verpflichtete. — Ich weiß alles: Sie haben ihm geschrieben, Sie, die Frau eines andern Mannes, die Mutter seiner Kinder, Sie haben sich ihm angeboten, oft!"

Frau Elsa reißt sich los und springt auf:

„Woher wissen Sie ...?"

„Natürlich von ihm. Er liebte es, mit Ihren Briefen Feuer anzumachen. Nicht etwa im Ofen, oh nein, er bewahrte sie gut auf. — Na, er war überhaupt ein feiner Mann! Das sag ich ruhig hier an seinem Grabe."

„Sie hassen ihn!" ruft Frau Elsa und wird weiß im Gesicht. „Wozu sind Sie hergekommen?"

„Um das sichre Gefühl zu haben, daß er tot ist. Finden Sie nicht auch, daß man das bei einem Menschen eigentlich nie hat, bevor man an seinem Sarge oder seinem Grabe gestanden hat?" sagt Pia gelassen und stemmt die Spitze ihres Sonnenschirms gegen eine der Ketten, die, festonartig an Steinpflöcken aufgehängt, das Brenckensche Begräbnis umzäunen. Und während sie weiterspricht, setzt sie die Kette in schaukelnde

Bewegung. Das gibt ein tschiekſendes Geräusch, das sie nicht zu hören scheint, während es Frau Elsa fast noch mehr peinigt als ihre Worte.

„Ich hasse ihn übrigens nicht," sagt sie, „das mag einmal gewesen sein, aber es ist längst vorbei. Ich habe ihn seit lange nur verachtet, weil er ... Ja, ich will ihm seine hervorragend männlichen Eigenschaften in mancher Beziehung gar nicht abstreiten, aber im Grunde war er wahrhaftig kein Mann, sondern ein Jämmerling und Feigling!"

„Das ist nicht wahr!" ruft Frau Elsa und ist selbst ganz erstaunt über diesen Anfall von Energie.

Pia beantwortet den Einwurf nur mit einem Seitenblick und spricht weiter.

„Das haben Sie an ihm erfahren, das hab ich an ihm erfahren —"

„Bitte, ich —," fällt Frau Elsa, schon wieder zaghaft, ein.

Pia zuckt ungeduldig und mitleidig die Achseln: „Wir sind eben sehr verschieden voneinander."

„Ja!" Weiter sagt die kleine Frau nichts,

aber es liegt viel Ausdruck und eine ganze Gedankenreihe in dieser einen Silbe; und Pia ist nicht dumm, sie versteht sehr leicht. Ein wenig gereizt sagt sie:

„Sie müssen wissen, ich bin auch aus recht guter Familie und heiße eigentlich selbstverständlich nicht Pia Sanden. Das hört man dem Namen ja wohl auch an. — Ich war genau so ein unschuldiges junges Mädchen, als ich ihn kennen lernte, wie Sie. Und ich war deshalb auch noch so dumm, daß ich davon gerührt war, wenn er sich bei der ganzen Sache so ängstlich und vorsichtig zeigte. Denn wie junge Mädchen nun einmal sind ... ich dachte, um meines Rufes willen wäre er so. — Aber dann kam die Zeit, wo es sich klar erwies, an wen er immer nur dachte. Ich ... Na, kurz und gut, das Unglück wollte es, es zeigten sich Folgen des Verhältnisses an. Na, es ist ja Gottseidank später anders gekommen. Aber da hätten Sie Ihren Traum, Ihren romantischen Helden sehen sollen! Nur an sich hat er gedacht, an sich; und was seine gestrenge, bigotte Frau Mama sagen würde,

und ... Und ... Einerlei! Von Stund an war ich fertig mit ihm."

Pia schwieg, auch Frau Elsa wagte nichts zu sagen. Ein Windstoß fuhr durch die Kränze, und ihr Geraschel klang unheimlich in der Sonnenstille des Mittags. Dann setzte Pias Stimme mit metallischem, in seiner Falschheit verletzendem Tone wieder ein:

„Sehn Sie, ich habe mich herausgerappelt. Einer klugen Frau dient alles zum Nutzen. Mein Talent hat die Verzweiflung gefördert. Und ohne ihn ...? Wer weiß! Ob ich die Leidenschaft je so kennen und darstellen gelernt hätte?"

„Warum hassen Sie ihn denn dann? Bis ins Grab hinein?"

Pia lacht rauh auf, und als sie antwortet, klingt in ihrer Stimme ein echter Ton von kalter Wildheit. Es ist der Ton, der so recht eigentlich ihren Erfolg auf dem Theater gemacht hat.

„Verziehen sind ihm deshalb die Tage von damals noch lange nicht. — Heimgezahlt hab ichs ihm, aber vergessen ...! Nie! — O, als er wiederkam! Wie er gebettelt und gefleht hat!

Wie ein Kind hat er geweint; und ich hab ihn ausgelacht!"

„Hat er sich Ihretwegen das Leben genommen?" flüstert Frau Elsa.

„Ich weiß nicht," sagt Pia geheimnisvoll, „aber es wird wohl so sein. Die drei Tage nach seinem Tode ist er mir erschienen."

„Erschienen?"

„Ja, auf dem Fußende meines Bettes saß er als Gerippe, aber mit lebendigen Augen. Und an denen hab ich ihn erkannt."

„Gibt es das denn?" schreit Frau Elsa krampfhaft.

„Gewiß," sagt Pia mit einer Gelassenheit, als handle es sich um das alltäglichste Ereignis. „Ich habe auch den Professor Seybott, wissen Sie, den bekannten Spiritisten, gefragt. Der hält es für sehr möglich."

„Wie haben Sie das nur überleben können?"

„Zuerst hab ich mich schrecklich gefürchtet. Aber Professor Seybott sagt, die Geister wollen einen nur erschrecken. Tun können sie einem nämlich nichts. Und wenn man es mit ganzer

5*

Kraft will, müssen sie auch fortbleiben. — Und er ist dann auch nicht mehr gekommen. — Aber wenn er auch kommt, ich fürchte mich nicht."

Frau Elsa schlägt die Hände vors Gesicht und bricht in Schluchzen aus.

Sie ist doch eine ganz gewöhnliche Pute, denkt Pia. Die Sache fängt an ihr langweilig zu werden.

„Leben Sie wohl, meine gnä Frau," sagte sie, „und weinen Sie nicht. Er ist es nicht wert!"

Dann rauscht sie davon.

Frau Elsa blickt ihr betäubt und doch mit einem zitternden Interesse nach. Was für einen eigentümlichen Chic sie hat, wie herausfordernd ihre Röcke schwanken! Nein, aus guter Familie ist sie sicherlich nicht, aus anständiger vielleicht, aber was man so wirklich gute Familie nennt . . . !

Und dieser Gedanke scheint für die kleine Frau beinah etwas Tröstliches zu haben. Plötzlich aber, gerade als Pia um die Ecke ver-

schwindet, fährt sie zusammen und flüstert mit unnatürlich großen Augen vor sich hin:

„Sie fürchtet sich nicht! — Und ich werde keine Nacht mehr schlafen können. Immer wird das Gerippe auf meinem Bett sitzen mit seinen lebendigen Augen!"

Die Entlobung

„Ach ja, Fritz, das müssen Sie mir erzählen," sagte die Gräfin sehr gespannt; ihre Augen hingen sensationshungrig an den Lippen ihres Gegenübers.

Der junge Maler sah sie an, seine Gönnerin und Beschützerin. In solchen Momenten konnte die alte Dame noch recht passabel aussehen. Dieser Ausdruck der Augen . . .! Und wie ihr eisgrauer Haarhelm über dem schmalen, scharfen Gesicht im Lampenlicht leuchtete! Er beschloß, sie als Mittelpunkt eines Bildes zu verwenden. Um eine grausliche Idee war der Künstler nie verlegen. „Climacterium" wäre ein guter Titel dafür. Die Gräfin als Akt (hier grinste er innerlich), und um sie herum allerlei bestialische Ungeheuer, die

sie mit den sonderbarsten Folterwerkzeugen malträtierten. Na, das ergab sich ja von selbst. Das konnte er.

„Da ist eigentlich nicht viel zu erzählen," sagte er dann. „Sie hieß Beate und war eigentlich sehr häßlich. Ich ging eines schönen Morgens in München durch den Hofgarten. Da ich Lust auf ein Glas Sherry verspürte, setzte ich mich an einen Tisch, an dem schon zwei Damen saßen, eine ältre und eine jüngere. — ‚Die Damen gestatten?' und so weiter. Auf einmal stand die Alte auf und verschwand. Sie gehörte gar nicht zu der andern. Ich blieb nun mit Beate, das war sie nämlich, sitzen, und wir kamen ins Gespräch. Was man so erzählt. Sie war aus Regensburg und studierte in München Musik. Als sie gehen wollte, erlaubte sie mir zuerst nur, sie bis ans Hofgartentor zu begleiten. Dann durfte ich noch ein Stückchen mitkommen; wir gingen durch den englischen Garten bis zum Aumeister. Und abends waren wir noch immer beisammen und saßen im Ratskeller. Da erzählte sie mir denn, sie wäre die Tochter eines

wohlhabenden Fabrikanten in Regensburg. — ‚Wieviel bekommen Sie denn doch mit?‘ fragte ich. — ‚So genau kann ich das nicht sagen. Aber über hunderttausend Mark sind es sicherlich. Und dann hab ich noch einen Onkel, von dem erbe ich ein Landgut, das sicher auch zwanzigtausend Mark wert ist.‘ — ‚Also wollen wir uns verloben,‘ sagte ich, denn sie hatte mir schon den ganzen Abend von den Freuden des Familienlebens vorgeschwärmt. Nun war ich verlobt, Beate kaufte gleich am andern Tage zwei Verlobungsringe. Für fünfundvierzig Mark, sagte sie. Aber das war ein ganz gemeiner Schwindel. Denn als ich meinen später verkaufte, hab ich nur sieben Mark fünfzig dafür gekriegt. Beatens Vater gab schriftlich seinen Segen, und ich ging nun als Bräutigam herum und erzählte allen Bekannten von der Geschichte und lud sie schon auf mein Landgut ein. Und alle wollten Beate sehen und sahen sie und wunderten sich und gönnten mir mein Glück.

Aber als nun die Ferien anfingen, fuhr Beate nach Hause, und die Bekannten machten sich nun

ein Vergnügen daraus, mir Flöhe ins Ohr zu setzen. Ich sollte doch nach Regensburg reisen und mir die Familie näher besehen. Und da ich gerade ein Bild verkauft und infolgedessen ein bißchen Geld hatte, schrieb ich an Beate und fuhr hin. Es war eine scheußliche Hitze. — Beate erwartete mich am Bahnhof und winkte mir auffällig zu, was mir gar nicht paßte. Auch die Billettknipser und so weiter sahen mich so interessiert an. Ich war daher ziemlich kühl, als Beate auf offnem Bahnsteig zärtlich werden wollte. — Wir gingen durch die Stadt, und gingen und gingen, bis sie eigentlich schon aufhörte. — ‚Ja, wo führst du mich denn hin?' fragte ich. — ‚Liebster, es kommt gleich, wir sind gleich da.' — ‚Aber da kommt doch gar nichts mehr?' — ‚Sieh doch, da, das ist unser Haus,' sagte Beate etwas kleinlaut und zeigte auf ein kleines, jämmerliches Häuschen. ‚Ach du lieber Gott!' dachte ich. Aus den andern Hütten rund herum schauten die Leute uns furchtbar neugierig an. Ich machte mich deshalb von Beate los, die sich in meinen Arm gehängt hatte;

im übrigen beschloß ich, möglichst vornehm in meinem Auftreten zu sein, und war von Anfang an sehr kühl gegen meinen Schwiegervater, der mich in der Haustür mit den Worten empfing: „Willkommen in Regensburg, und nehmen Sie vorlieb. Wir sind nur einfache Bürgersleute, aber wir sind sehr für die Kunst.' — Zuerst tranken wir Kaffee. Es wurden so die Reden gewechselt, wie sie in solchen Fällen üblich sind. Ich war äußerst zugeknöpft und erklärte das damit, daß die Reise mich so sehr angegriffen hätte. Ich wäre furchtbar nervös, was meinen Schwiegereltern sichtlich imponierte. — Nach dem Kaffee sagte ich, ich wollte gleich ein paar Worte unter vier Augen mit meinem Schwiegervater sprechen, denn ich müßte unbedingt an demselben Abend nach München zurück. Aber das wollten die Schwiegereltern durchaus nicht dulden: erstens hätten sie schon alles zum Abendessen gerichtet; und dann hätten sie im Nachbarhause bei ihrem Freunde, dem königlichen Funktionär Dingsda, ich weiß nicht mehr, schon ein Zimmer für mich gemietet. ,Denn Sie werden begreifen, als Ver-

lobte in einem Haus, das tät sich nicht schicken.' Und schließlich ginge auch kein vernünftiger Zug mehr heute Abend. — ,Also dann morgen ganz früh! Aber länger unmöglich!' — Wir gingen also, Beate, der Schwiegervater und ich, ins Nachbarhaus und auf mein Zimmer, das übrigens ganz nett war. Oben bat ich Beate, uns allein zu lassen, und hatte dann eine ernsthafte Auseinandersetzung mit meinem Schwiegervater. ,Sehn Sie,' sagte ich, ,Herr Rehbock, Sie müssen mich nicht falsch verstehen, ich spreche viel mehr im Interesse Ihrer Tochter als in meinem. Ich bin ganz mittellos und bin Künstler, und zwar huldige ich einer sehr modernen Richtung, einer sehr modernen.' — ,Hm,' machte Herr Rehbock. — ,Ich weiß wirklich nicht, wann die Zeit kommen wird, wo meine Bilder verkäuflich werden, und ich kann mir daher nicht die Sorge um eine Familie aufladen, ohne gewisse Garantien zu haben.' — ,Natürlich, natürlich,' nickte mein Schwiegervater. ,Also, nehmen Sie mir die Frage nicht übel, wieviel bekommt Ihre Tochter eigentlich mit?' — ,Ja, schaun S, Herr

Schwiegersohn, da brauchen Sie nichts zu fürchten. Wir sind einfache Bürgersleute, aber für unsre Tochter tun wir alles.' — ‚Ja, ja, schön, aber wieviel denn ungefähr?' — ‚Ja, wenn man so alles zusammenrechnet, das Haus und die Schreinerei, und die Maschinen und Werkzeuge, dreißigtausend Mark ist das leicht wert. Und davon bekommt meine Tochter einmal die Hälfte.' — ‚Ja, aber verehrter Herr —!' fuhr ich auf. Mein Schwiegervater unterbrach mich: ‚Ich kann ja leicht auch eine Hypothek aufnehmen auf das Anwesen, ein paar tausend Mark geb ich meiner Tochter immerhin gleich mit.' — Mir fiel etwas ein: ‚Aber Beate erbt doch noch von einem Onkel? Ein Landgut? Wieviel ist das denn wert?' — ‚Ach das? Nein, der Hof ist vielleicht zweitausend Mark wert. Aber der Mann ist erst sechsunddreißig und hat vor sechs Monat ein junges Mädel geheiratet.' — ‚Ja, Herr Rehbock, wenn ich das gewußt hätte! Dann ist es einfach unmöglich. Es ist ganz unglaublich. Und was ich für Auslagen mit dieser Reise gehabt habe! Die hätte ich mir sparen können.

Beate hat mir erzählt, sie bekäme hunderttausend Mark mit. Da hat sie also ganz gemein gelogen.'

Hier öffnete sich die Tür, und Beate, die übrigens eigentlich Berta hieß, wie ich unterdessen erfahren hatte, rief schluchzend herein: ,Aber Vater, du hast mir doch selbst gesagt, daß ich so viel mitbekomme!' — Der Alte schwieg. Und Beate stürzte sich heulend an meinen Hals. Sie hätte das alles nur aus Liebe getan, und so weiter. Ich blieb aber sehr kalt und beleidigt. Schließlich schlug sie mir vor, sie wollte mir die Stadt zeigen, und der Alte sagte, wenn wir um sieben zum Abendessen kämen, wäre es grade recht. — Sie können sich denken, daß Beate sich auf dem Spaziergang die Zunge wundgeredet hat, und daß es nichts half. — Die Stimmung beim Abendessen war sehr gedrückt. Namentlich Beate weinte die ganze Zeit und sagte kein Wort. Außerdem war jetzt noch der Sohn des Hauses da, ein junger Mann ohne besondre Kennzeichen und mit einem Gummikragen. Aufgetragen wurde eine Schüssel Kalsbraten, am Ende lagen zwei

gebratne Tauben. Ich wollte mir ein Stück Braten nehmen, aber der Alte sagte: ‚Das gibt es nicht; wir wissen, was sich schickt,' und spießte die eine Taube auf die Gabel und legte sie auf meinen Teller. Ich sollte auch noch die andre essen, hatte aber genug. — Während des Essens lief eine Katze im Zimmer herum. Ich bückte mich einmal und streichelte sie. Mein Schwager mit dem Gummikragen schien zu meinen, ich beschäftigte mich irgendwie mit den Füßen seiner Schwester und reckte neugierig seinen Hals, während mein Schwiegervater derselben Ansicht war, aber diskret zur Seite schaute. — Gesprochen wurde nicht viel, und ich ging bald zu Bett. Mein Schwiegervater versprach mir, mich am andern Morgen um sechs zu wecken. — Ich schlief herrlich und war gerade beim Waschen, als der Alte anklopfte. Ich besitze ein großartiges Nachthemd, das ich mitgenommen hatte, um der Familie meiner Braut zu imponieren. Schnell zog ich es wieder an, bevor ich die Tür aufmachte. Und dann gab ich mich einer Körperpflege hin von einem liebevollen Eingehen ins

Detail und einer Ausführlichkeit, daß der Alte Mund und Nase aufsperrte. Als ich fertig war, tranken wir Kaffee und gingen zum Bahnhof. Voran der Schwiegervater und der Schwager, beide heute schon wieder im Arbeitskostüm, nur daß sie ihre Sonntagsröcke darüber anhatten, hinterher ich mit Beate, sie weinend, ich tröstend und von der treuen Freundschaft sprechend, die sich hieraus entwickeln könnte. — Auf dem Bahnhof verschwand ich einen Augenblick und kaufte mir einen Zuschlag für die zweite Klasse. — Der Billettknipser klopfte meinem Schwiegervater freundlich auf die Schulter und sagte: ‚Ähem, da scheint ja was zusammenzugehen.' — Ich stieg gleich ein und setzte mich vornehm und müde hin, die Füße in die Reisedecke gewickelt. Mein Schwiegervater zog ein Päckchen in Zeitungspapier aus seiner hintern Rocktasche und reichte es mir durchs Kupeefenster. Die andre Taube von gestern abend war darin. — Ich dankte matt und rührte mich nicht. Die Reise hätte mich zu fürchterlich angegriffen. — Aber als der Zug weggegangen war, schmiß ich die

Decke fort und machte einen Luftsprung, weil ich diese Geschichte los war.'"

Der junge Maler schwieg.

„O dieser Schlamm, dieser Schlamm!" seufzte die Gräfin in verzücktem Entsetzen und sah ihn mit erschauernd zärtlichen Augen an.

6*

Ein Abschiedsfest

Professor Pawel Jwanytsch Schtykin kam von seiner Braut. Drei Tage noch, und sie würde seine Frau sein. Pawel Jwanytsch konnte sich seine Ehe mit ihr noch nicht recht vorstellen. Gott, sie war ja reizend, nein, reizend war nicht das Wort für sie, schön war sie auch nicht, wie sah sie eigentlich aus? Von einer originellen, charaktervollen Hübschheit war sie. Charaktervoll, ja das war die Geschichte, die Pawel Jwanytsch zu denken machte; denn so gern er sich selbst hatte, dieses Attribut legte er sich auch in seinen stolzesten Stunden nicht bei. Wer würde in seiner Ehe die Hosen anhaben? Das war die Frage, die ihn bedrückte. Denn eigentlich paßten sie wohl schlecht zusammen. Sie wußte so

gar nichts vom Leben. Na, die merkwürdige Erziehung! Ihre Mutter hatte sie nie gekannt, und der alte Professor, der komische Kerl! Wie der überhaupt zu einer Frau gekommen sein mochte? Sicher hatte seine Selige im entscheidenden Augenblick: „Na?" gesagt. — Aber das brauchte Pawel Iwanytsch nicht weiter zu interessieren. Jedenfalls war er mit dem Resultat dieser Ehe verlobt, und er liebte seine Braut ganz kolossal. Aber, aber . . .? Er hatte die Sache gleich nicht richtig angefangen. Daß er jetzt schon, drei Tage vor der Hochzeit, so weit war, daß er sich nicht getraute, seiner Braut zu sagen, wo er heute abend hin wollte. Daß er ihr irgend was von einer Sitzung hatte vorlügen müssen! Na, eine schwere Sitzung würde es wohl werden, mit Sascha Bykoff und Aljoscha Mjässojedoff. Pawluschinkas Abschied von seiner lustigen Junggesellenzeit! Pawel Iwanytsch seufzte noch einmal; er war eine zu passive Natur und hatte zu viel Angst vor allen Unannehmlichkeiten, namentlich aber vor dem gewissen klagenden Ausdruck in den Augen seiner

Braut. Vielleicht wäre das heute wirklich sein letzter fideler Abend.

Aber jetzt sollte ihn das nicht stören. Er war vor dem Klosterkeller angelangt, stampfte den Schnee von seinen Galoschen, schüttelte seine Sorgen mit einem Achselzucken von den Schultern und stieg, den Hut ein wenig auf das linke Ohr rückend, die Treppe hinunter. Flott wollte er heute sein; an faulen Witzen über ihn würde es so wie so nicht fehlen.

In dem aparten Zimmer erwarteten ihn schon der kleine Sascha und Aljoscha, ein Riesenmannsbild, so groß und dick, daß seine Gestalt in einem menschlichen Gedächtnis keinen Platz zu haben schien. Wer ihn ein paar Tage nicht gesehen hatte, fragte sich erstaunt bei seinem Anblick: „Ist der Kerl schon wieder nach allen drei Dimensionen gewachsen?“ Deswegen wurden die drei auch das „vierblätterige Kleeblatt“ genannt, indem man Aljoscha für zwei rechnete.

Pawel Iwanytsch fand seine Freunde an einer für drei Personen gedeckten Tafel, die sinnig mit Myrtensträußen geschmückt war, schon eifrig

an der Arbeit. Sie vertrieben sich die Zeit mit Schnaps und Imbiß.

„Pawluschinka," dröhnte Aljoscha den Freund an, „hast du doch gedurft? Hat dir deine Braut erlaubt, Abschied vom Hausschlüssel zu nehmen?"

„Rindvieh," sagte Pawel Iwanytsch milde und hängte seinen Mantel auf.

„Komm, Bruderherz, iß und trink, morgen bist du tot."

„Wenn du so weiter machst, Aljoscha, und so schnell säufst, liegst du schon vor zwölf als schöne Leiche unterm Tisch."

„Wir können uns das leisten," krähte Sascha, „wir schon, aber du nicht. Du bist es ja nicht mehr gewöhnt. Weißt du überhaupt noch, wie ein Schnaps riecht, artiger Bräutigam? — Pfui! Alkohol! — Drei Monate schon müssen wir zwei beide einsam den Schmerz um deinen Verlust mit neunziggrädigem Spiritus brennend erhalten. — Prosit, du verlornes Schaf!"

„Kinder," sagte Pawel Iwanytsch, „ihr hättet nicht ohne mich anfangen sollen. Wenn man so ganz nüchtern in eure Gesellschaft

kommt, macht ihr nicht grade einen sehr witzigen Eindruck."

„Hat die Erziehung bei dir schon so gut angeschlagen?" meckerte Sascha. Aljoscha aber füllte eine Champagnerschale mit Stockmannshöfer Pomeranzen und präsentierte sie Pawel Iwanytsch.

„Wenns weiter nichts ist, mein Fürst, besoffen kannst du immer noch werden."

Und Aljoscha sollte recht behalten. Bald kam auch der Bräutigam in Stimmung, und der Abend wurde sehr fidel und geräuschvoll. Nur die Witze der beiden andern erinnerten ihn hie und da noch daran, daß er in drei Tagen heiraten sollte. Aber so recht klar kam es ihm auch dann nicht zum Bewußtsein, sonst hätte er sich so manchen von diesen Witzen wohl verbeten.

Alles schwamm den dreien in einem bläulichen Nebel, das Gefühl der Schwere war selbst in Aljoscha aufgehoben, und das wollte etwas heißen.

Die Stimmung ging allmählich in einen leichten Stumpfsinn über. Pawel Iwanytsch

hatte eine Reihe Gläser vor sich aufgestellt und versuchte sie abzustimmen. Bald goß er hier etwas nach, bald da, dann klopfte er mit einem Messer an die Gläser und lauschte mit stieren Augen auf den Ton, Sascha blies unermüdlich Rauchringe vor sich hin, Aljoscha aber war am Entschlummern, und jedesmal, wenn er einnicken wollte, fuhr er wieder auf und machte ein blödsinnig unbefangenes Gesicht, als ob er gar nicht geschlafen hätte, und sein Stuhl krachte bedenklich unter ihm. Endlich aber stemmte er seine Fäuste auf den Tisch und erhob sich schwerfällig, aber nicht zu seiner ganzen Höhe, es war, als ob er seinen Kopf nicht tragen könne. Und langsam sprach er:

„Wenn wir jetzt nicht Kaffee trinken fahren, fange ich an schläfrig zu werden."

Die beiden andern unterbrachen sich in ihren Beschäftigungen.

„Selbstverständlich, das tun wir," schrie Sascha mit einem so erstaunten Gesicht, als ob er etwas ungeheuer Überraschendes vernommen hätte.

Pawel Iwanytsch weigerte sich, aber ohne besondere Leidenschaftlichkeit.

„Ach wozu denn? Wir können hier ja auch Kaffee trinken."

„Der Bräutigam!" höhnte Sascha.

„Es wäre gar keine Manier," lallte Aljoscha, „du mußt einfach mit. In dem Haus, wo du am meisten verkehrt hast, da mußt du auch deinen Abschiedsbesuch machen. — O Gott," fuhr er dann gerührt fort, „unser einziger Familienverkehr. — Und Elvira hat so oft nach dir gefragt, bei Gott, das Mädchen ist die einzige, die dich wirklich geliebt hat."

„Nein, das geht doch nicht."

„Ach was!"

Und Aljoscha siegte durch die Breite seiner Persönlichkeit und die Gewalt seiner Gründe. Bald saßen sie im zweispännigen Schlitten. Sascha, der durchaus hinten auf dem Trittbrett stehen wollte, hatten sie vorsichtshalber auf den Schoß genommen und die Decke fest über ihm zugeknöpft. Dem Kutscher hatte Aljoscha einen Dreirubelschein gegeben und ihm einen Namen zugerufen. Die

Quittung darauf war ein breites Grinsen gewesen, und nun schlug der Mann auf seine Gäule los, daß der Schlitten wild um die Ecken schleuderte. Am schwarzen Himmel blitzten die Sterne, und die Nachtluft brachte die Alkoholdünste in den Köpfen der dreie zum Wirbeln.

* * *

Sie saßen in der Nische um den runden Tisch und tranken Kaffee. Aus dem Saal drangen die anfeuernden Rhythmen einer Masurka herüber, und man hörte, wie dort jemand mit bespornten Stiefeln im Takte stampfte.

Auf Aljoschas Knieen saß Valeska und riß ihn an den Ohren. Sie war heute im Pagenkostüm; aber sehr stilecht war es nicht, dazu war es zu dekolletiert. Neben Sascha saß Gretchen, ziemlich betrunken und damit beschäftigt, ein paar Kaffeeflecke auf dem weißen Wachstuchbezug der Tischplatte mit Zuckerstücken aufzutrocknen.

Pawel Iwanytsch saß allein in der Sofaecke, ziemlich ernüchtert und mit einem würgenden Gefühl im Halse. Wie sonderbar ihn nach so

langer Zeit wieder die Atmosphäre in diesem Raum deuchte, den er von früher her so genau kannte. Dieser Geruch aus Puder, scharfen Parfüms, Staub, Fleisch und verschüttetem Champagner. Brr, er wollte bald gehen.

„Wo zum Teufel ist eigentlich Elvira?" schrie Aljoscha auf einmal, „schaut euch mal Pawluschinka an: er schläft schon."

„Ach, laß nur!" wehrte Pawel Iwanytsch ab.

„Elvira muß mit einem Offizier tanzen, im Saal," sagte Valeska, „ein ekelhafter Kerl, keine kann ihn leiden."

„Die muß her!" sagte Aljoscha, erhob sich und ging in den Saal.

Ein junger Dragoneroffizier in Uniform tanzte dort Masurka und schleppte Elvira, die den Tanz als Ausländerin nicht kannte und sich sträubte, hinter sich her. Er hatte seinen Säbel abgelegt, und sein Uniformrock stand weit offen. Sein Gesicht war rot und naß von der Anstrengung, aber unermüdlich tanzte er, der Boden dröhnte unter seinen Tritten, und seine Sporen klirrten mit einem leisen, reinen Silberklang, der in dieser

Umgebung etwas sonderbar Verirrtes hatte. Nur das eine Paar tanzte, aber Zuschauer gab es eine ganze Menge.

Als sie an der Tür vorbei kamen, in der Aljoscha stand, nickte Elvira ihm zu. Und der Dicke flüsterte hastig: „Komm in die Nische. Pawluschinka ist da."

Sie verstand ihn. Der Offizier aber merkte nichts.

Kaum hatte Aljoscha sich wieder gesetzt, als auch Elvira schon hereingelaufen kam und sich in demselben Augenblick an Pawel Iwanytschs Hals stürzte.

„Pawluschinka, du mein Herzchen, bist du wieder mal gekommen! Ich dachte schon, du bist mir ganz untreu geworden."

Draußen tönten hastige, sporenklirrende Schritte. Der Offizier schlug die Vorhänge zurück und stand in der Nische, die Gesellschaft mit blutunterlaufnen Augen musternd.

Dann pfiff er gebieterisch und winkte Elvira.

Aljoscha erhob sich langsam zu seiner ganzen Größe und trat auf den Eindringling zu:

„Was willst du, Kerl? Scher dich zum Teufel!"

Der Offizier holte zu einer Ohrfeige aus. Da aber geschah etwas gänzlich Unerwartetes. Aljoscha ergriff den wütenden kleinen Mann, streckte ihn über sein Knie, zog ihm die breiten Pumphosen stramm und begann seine Rückseite kräftig mit der flachen Hand zu bearbeiten. Als er meinte, es dürfte genug sein, stellte er ihn wieder auf seine Füße und sagte gemütlich:

„So!"

Der Offizier war ganz grünbleich im Gesicht und stürzte fort, in die Garderobe, verfolgt von schallendem Gelächter. Aber das Lachen sollte bald verstummen. Denn gleich darauf erschien er wieder am Eingang der Nische, einen Revolver in der Hand, den er auf Aljoscha richtete. Die Weiber kreischten, Sascha kroch vor Schreck unter den Tisch, Aljoscha stand starr und stierte auf die Waffe.

Pawel Iwanytsch sprang auf und stürzte sich auf den Offizier. Ein kurzes Ringen entspann sich. Da auf einmal krachte ein Schuß.

Mit einem leisen Schmerzenslaut fuhr sich Pawel Iwanytsch mit der Hand an die Brust, dann warf er beide Arme hoch in die Luft und stürzte vornüber aufs Gesicht.

Der Offizier war auf einmal nüchtern geworden, er kniete neben seinem Opfer nieder und drehte es um, auf den Rücken, und riß ihm die Kleider auf. Aus einem kleinen Loch unter der linken Brust sickerte dunkles Blut. Ein schweres Röcheln ... Dann streckte sich Pawel Iwanytsch und ließ keinen Laut mehr hören.

Auch aus dem Munde des Offiziers entrang sich etwas, was wie ein Röcheln klang. Aber keiner hörte es; dieser Ton wurde verschlungen von dem Gekreisch der Weiber, die auf den Schuß herbeigeeilt waren, von dem Gebrüll der dicken Wirtin, die über die Mannsbilder im allgemeinen und den Offizier im besondern schimpfte, der gerade bei ihr solche Geschichten mache. Die einen schrien nach der Polizei, die andern nach einem Arzt.

Sascha saß auf dem Sofa und hielt die Hände vor die Augen. Aljoscha stand ab-

gewendet; ein trocknes Schluchzen erschütterte die kolossalen Fleischmassen seines Körpers. Ihm war übel, denn er konnte kein Blut sehen.

Pawel Iwanytsch aber lag still und steif; er hörte und sah nichts mehr.

7*

Die Abfindung

Melancholisch, die Hände in den Manteltaschen, das Kinn in den hochgeschlagnen Kragen versenkt, stand Leutnant Baron Dern auf dem Kasernenhof und beaufsichtigte das Einzelexerzieren der Rekruten. Das heißt, er sah gar nichts davon. Nur als der Unteroffizier Klaus in einem markierten Wutanfall auf Lechner Peter losstürzte und brüllte: „Sauhund miserabliger, ich erstech dich. Wia r a gschwollne Kuh kimmt er daher, der Hanswurscht, der grasgreane!" schaute der Leutnant flüchtig auf und lächelte ein wenig über den schönen Vergleich. Aber dann versank er wieder in seine Gedanken und ließ sich in ihnen durch die Kommandos der Korporalschaftsführer nicht stören, und ebenso

wenig durch die dröhnenden Tritte der jungen Vaterlandsverteidiger, die sich ohne sonderliche Begeisterung im ABC aller militärischen Vollkommenheit übten, im langsamen Schritt, der fürs erste noch in drei Tempi zergliedert wurde.

Der kleine Baron fühlte sich nicht viel glücklicher als seine Rekruten. Herrgott, vor ein paar Tagen noch in München als ein Stern der Lebewelt geglänzt zu haben, und nun auf einmal in diesem traurigen Mittelstädtchen zu hocken, wo ein vernünftiger Mensch vor lauter Langeweile nichts andres anfangen konnte, als sich besaufen. „In einem Vierteljahr hab ich das Delirium," meditierte er in sich hinein, „das wird der Alte davon haben! Und dann die Weiblichkeit hier! Zustände, Zustände! Ach, Elli!" — Ob sie wohl auch noch an ihn dachte? Kaum. Sie war eine gute Haut, aber ein etwas leichtes Tuch. Elli gings jetzt wohl besser als ihm. Sein Nachfolger war sicher schon gefunden. Ja, so eine Theaterdame! Wen sie wohl beglückt haben mochte? Den dicken Juwelier Andreas, oder Muckl Pleskow? Muckl war

entschieden der Schönere, und dann, ein Graf! Der Reichere war er nun zwar nicht. Aber aufs Geld sah Elli eigentlich nicht so sehr, und dann, gerade jetzt ...! Elli hatte ja noch die fünftausend Mark, die ihr sein Alter als Abfindungssumme gegeben hatte. Das ging sicher alles in Toiletten auf. Ach, er konnte sich so gut vorstellen, wie pikfein sie jetzt daher kommen würde. Geschmack hatte die Kröte, das mußte man ihr lassen. Allerdings wußte sie auch mit dem sichersten Instinkt immer auf das Teuerste zu verfallen. Ach, und überhaupt ...! Schön wars gewesen, aber teuer. Bis an den Hals war ihm das Wasser gegangen. Die Fretterei von Termin zu Termin, das ganze letzte Jahr hindurch! Scheußlich! Aber schön! — Sein Alter hatte sich doch verflucht nobel benommen. Bis auf die Bedingung der Versetzung in dieses Nest tadellos. Und der Alte hatte ja recht, in München wäre es wohl sehr bald wieder dieselbe Geschichte gewesen. — Und er war jetzt doch alles los. Ein hübscher Posten, wenn mans zusammenaddierte. So was leppert sich! Und gerade ein

Millionär war der Alte ja auch nicht. Leider! Daß immer so Leute wie der dicke Andreas das viele Geld haben müssen! — Ja, das war nun aber leider nicht zu ändern, und man mußte die Sachen nehmen, wie sie lagen. Verdammt nobel hatte sich der Alte benommen, gar nichts darüber zu sagen! Und Sorgen hatte man jetzt so direkt auch keine mehr. Allerdings auch keine Freuden. Aber die hatte man sich eigentlich für eine Zeitlang vorausgenommen. In München. Mit Elli.

Und der kleine Baron wurde ganz gerührt beim Gedanken an seinen Herrn Papa; er beschloß, sich seines Vertrauens würdig zu erzeigen, und warf sich mit einem plötzlichen Eifer auf den königlichen Dienst. Ja, dem Lechner Peter machte er den langsamen Schritt sogar höchst persönlich vor:

„Schaun S her, Sie bockbeiniger Rammel, so wirds gmacht. Tempo — eins! Schaun S meine Fußspitzen an. Strecken, strecken! Zwei! Herrgott Sakrament, fall um, Tropf! Warum kann denn ichs? — Drei! — Mit der Spitzen solln S zuerst auf den Boden kommen. Jessas,

Jessas! Noch einmal! So wie ich! — Ja, warum drücken denn Sie Ihre Knie net durch, Herr Lechner? Und wo haben Sie Ihre geehrten Vorderflossen? — Zurück damit! — Noch einmal! — Viel länger den Schritt! Sonst lernen S in Ihrem ganzen Leben keinen zügigen Marsch. Noch länger! Schaun S her, so wie ich!"

Der Schritt des Leutnants war allerdings noch etwas kürzer, als der Peter Lechners. Aber das machte ja weiter nichts; und dann konnte man etwas andres auch nicht gut verlangen, denn der kleine Baron war fast um einen Kopf kleiner als der Rekrut, und der Marsch war nie seine starke Seite gewesen.

Aus dem Kasernentor kam ein Mann von der Wache mit Helm und Patronentaschen auf den kleinen Baron losgesteuert, faßte ein paar Schritte vor ihm vorschriftsmäßig Tritt, klappte mit einem Knall den rechten Absatz an den linken und brüllte, die Brust vorgewölbt und den kleinen Finger an der Hosennaht:

„Melde Herrn Leutnant gehorsamst, eine Dame will Herrn Leutnant sprechen!"

„Eine Dame?"

„Befehl, rr Leutnant."

„Wo ist denn die Dame?"

„Auf der Wache, rr Leutnant."

„Eine Dame? Wie sieht sie denn aus?"

Der Mann grinste freundlich.

„Sauber, Herr Leutnant!" schrie er dann.

„Schrein Sie doch nicht so, Mensch. — Abtreten!" sagte der kleine Baron höchst gespannt, übergab die Aufsicht dem Vizefeldwebel und stelzte über den Kasernenhof nach der Wache.

* *
*

Der kleine Baron war noch ganz konsterniert, als er sich nach Hinausbugsierung des Feldwebels und des Schreibers endlich in der Kompagniekanzlei im tête-à-tête mit Elli befand, die wirklich fabelhaft chik aussah.

„Na," lachte sie, „was machst denn du für a spinnets Gsicht, Barontscherl? Geh her, gib mir a Busserl!"

„So eine Torheit," stotterte der Kleine, „in dem Nest . . .!"

„A geh," lachte Elli und flog ihm an den Hals, und ihre seidnen Röcke rauschten über die schmierige Kasernendiele.

„Liebste Elli," sagte der Baron heroisch, „du weißt doch, wir müssen vernünftig sein. Das geht wirklich nicht. Mein Vater ... Es muß vorbei sein zwischen uns."

„A geh, ich weiß schon. Nachher wird alles vorbei sein. Aber jetzt bleib ich amal vierzehn Tag da, oder drei Wochen."

„Ja, wie denkst du dir das eigentlich?"

„A, Barontscherl, sei net fad. Urlaub hab ich auch vom Theater. Und bis wir die ‚Abfindung' durchbracht haben, leben wir hier, wie der liebe Gott in Frankreich."

„Die Abfindung!"

„Ja, natürli, dös Geld muß doch in der Familie bleiben."

„Aber, aber ..." meinte der kleine Baron nachdenklich und zog an seinem dünnen Schnurrbart.

Sie hielt ihn aber fest, drückte seinen Kopf an sich und flüsterte ihm ins Ohr:

„Schön solls noch sein, die vierzehn Tag. So schön wie nie, Barontscherl. Wirst es sehn!"

Und er war schon ganz einverstanden und gab ihr einen Kuß und sagte gerührt:

„Du bist und bleibst doch eine gute Haut, Ellerl."

„Dös kennst," lachte sie, „wofür wär denn ich eine jugendlich Sentimentale?"

Der Aushilfskellner

Einsam und verstimmt saß ich in dem Berliner Nachtcafé. Es war vier Uhr morgens. Ich war unglücklich. Meine erste Geliebte hatte mir abgeschrieben. An Schlafen war kein Gedanke gewesen, und so war ich denn hierher gegangen, um eine Tasse Kaffee zu trinken und mich an dem Anblick der Nachtwandler zu zerstreuen. Aber für einen ganz nüchternen Menschen hatten das schlechtbeleuchtete Lokal und die wenigen in ihrer Trunkenheit sehr witzlos lärmenden Gäste darin etwas Verstimmendes.

„Kellner, einen Henessy!"

„Sjerr woll, Herr Doktor!"

Der ausgesprochen russische Dialekt des Mannes machte mich aufmerksam.

„Sind Sie Russe?“ fragte ich ihn, als er mir den Kognak brachte.

Er schien freudig überrascht davon, daß sich jemand um seine Herkunft kümmerte, und sehr geneigt, ein Gespräch mit mir anzufangen.

„Gewiß, Herr Doktor,“ sagte er und stützte sich, den Oberkörper verbindlich vorgeneigt, mit der Linken auf meinen Tisch, während seine Rechte mit der schmierigen Serviette sorgsam einen Kaffeefleck von der Marmorplatte wischte.

„Wie kommen Sie denn hierher?“ fragte ich ihn aus Langeweile, zugleich aber gewissermaßen aus Mitleid, denn ich fühlte instinktiv, wie er darauf brannte, mehr zu sagen.

„Das ist eine serr lange Geschiechte,“ begann er, „iech hätte frieher nicht gedacht, daß mir so gehen wird. Ich war, wie ich jung gewesen bin, kaiserlich ruhssischer Kahmerjunker gewesen.“

„Kammerjunker?!“

„Sie werden, kann sein, nicht glauben. Fufzehn Jahren zurück war ich persona gratissima an Peterburger Hof. Ganz grosse Karriere vor die Augen, köhnnen Sie mir, bei Gott, glauben.“

„Ja, aber wie ist das denn möglich?"

„Sehen Sie, mein gahnzer Uhnglück ist von einen Chering gekommen."

„Von einem Hering?"

„Wie ich Ihnen sage: von einen Chering. Davohn bihn ich in Uhngnade gefallen worden, fufzehn Jahren zurühck. Diesen Chering habe ich bei Schwahnz genommen und auf der Biehne von kaiserlichen Theatter geschmihssen für eine Sähngerin, welche mihch beleidigt gehabt hatte. Abber das war eine Maitresse vohn einen juhngen Großführsten gewesen, und derr hat es sehr ibel genohmmen. Und so wurde ich in Uhngnade gefallen. Und der Papa vohn den jungen Groß-führsten wohllte die Sähngerin schon lange los werrden, und da habe ich sie cheiraten mühssen!"

„Sie haben sie heiraten müssen?"

„Wahs soll man machen? In Rußland ist niecht so, wie hierr. Ich habe sie heiraten mühssen und wuhrde als ruhssischer Conßull nach Danzig geschickt. Danzig, mühssen Sie denken, Herr Doktor, wenn man von Peterbuhrger Hof kommt! Kein Mensch, können Sie glauben, mit

8*

den man sprechen kann. — Nu, mit meine Frau ist erst serr gutt gegangen, weil ich so serr verljibbt gewesen bin und sie hat keine ahnderen Mähnner niecht zu sehen bekohmmen."

„Ja, aber —" warf ich ein.

„Abber garr nichts, Herr Doktor, fuhr der Kellner fort, „weil ich verljibbt in ihr gewesen warr, und weil sie miech auslahchen wollte, darum habbe ich ja mit Cherring geschmiessen. — Meine Frau warr schön, mühssen Sie wihssen, serr schön! Abber teuer, und ich, armer Teufel, wahs ich warr, muhßte mein Dorf, wissen Sie, in Ruhßland verkaufen und von Kapital ljeben. Aber ihch warr serr glühcklich, und Gohttvertrauen muhß man habben. — Aber dann ist sie duhrchgegangen."

„Durchgegangen?"

„Wie ich Ihnen sage! — Mit meinen Hausarzt! Habb ich absoljutt nicht verstehen köhnnen. Ein Mann, ich hätte ihm nihcht mit Feujerzahnge gefaßt! Kann sein, er war aus serr schlechte Familie, was weiß ich! Nu, vierzehn Tagen war er wieder zurühckgekommen gewesen,

und nach Vierteljahr meine Frau auch. Und ich war dumm und habbe miech gefreut. Aber nicht lahnge ist sie schon wieder duhrchgegangen, auf dieses Mal mit einen Akteur! Und ich habbe ihr gewartet mehr wie ein Jahr, und dahnn habbe ich gedacht, was weiß ihch: Unglühck in Ljibbe und Glühck in Spiel; und langweilig warr schrehcklich in Danzig, und ich bin mit mein Gehld, was ich noch gehabt hatte, nach Monte Carlo gefahren. Abber schlehchte Geschähften, kahnn ich Ihnen versihchern. War nicht lange, wie ich alles verspielt gehabbt habe. Was soll man nu mahchen? Kaiserlich ruhssischer Staatsdienst ist nicht mehr mögglich gewesen, weil ich damals in Danzig nicht Urlaub nahm, wie ich fohrtgefahren bin. Croupier, habe ich mir gedahcht, abber die Verwahltung hat miech niecht habben wollen. Nu, was habb iech gemahcht? — Ich habbe mich beinah totgeschossen."

„Ein Selbstmordversuch?"

„Nein, nein, nicht so! Abber wenn noch lange gedauert hätte, kann schon sein! Nur drei

Tage habb ich noch warten wohllen, wie dann eine Lahndsfrau geholfen hat."

„Eine: was?"

„Nu, sie war auch aus Ruhßland."

„Ach so, eine Landsmännin!"

„Lahndsmännin? Komische Sprache! Ja, sie war serr reich. Bießchen alt! Aber schadet ja nichts. Und so, wie sie mihch gelibbt hat! Und dann wuhrde die Zeit serr schönn für mich. Eine Glahnzperiode, köhnnen Sie sich dehnken. Wir habben gereist durch der gahnzen Welt, zwei Jahren ohne paar Monaten. Wann Sie mihch gesehen hätten! So schönn war nicht mal an Peterbuhrger Hof gewesen. O Baden-Baden! Mit vier langgespannte Pferden bihn ich gefahrren. Und die Frauen sihnd alle verrühckt auf mirr gewesen. Nu, ich war schönner Kehrl, und, köhnnen Sie mirr glauben, ich habbe Moden gemacht, besser, kann sein, wie der Prinz of Wales. Und heute, sehen Sie meinen Frahck! In die Ährmel kann man sich in Spieggel sehen. Und sonst, ich habbe nichts ahnderes zum Ahnziehen, wie den Frahck."

„Ja, wie ist das denn gekommen?"

„O, das war so eine Intrige von die Verwahndten von meine Freundin. Sie habben das Gehld lieber sehlbst gehabbt. Und da habben sie ihr in ein Verrühcktenhaus eingeschlohssen. Und serr verrühckt war sie garr nicht gewesen."

„Ja, und Sie?"

„Ach, das sind lange Istorijen. Immer schlehchter ist gegahngen, immer schlehchter. Sehen Sie sich die villen Stehmpel in mein Paßport an. Wie oft ich mit den ‚Schub', so sagt man doch, spazieren gefahren bin. Aber nahch Ruhßland habb ich nicht für was wieder gewollt."

Ich blätterte das Paßbüchlein durch und fand zu meinem großen Erstaunen, daß die Erzählung des Kellners auf Wahrheit beruhte. Er war russischer Edelmann und Kammerjunker a. D.

„Ja," sagte ich, „aber schließlich muß Ihnen als Edelmann es doch noch immer angenehmer sein, hier durch ehrliche Arbeit zu leben, als vom Geld einer ‚Freundin'."

„O, wie Sie sich verrsehen!" wehrte er ab, „mirr geht so schljecht. Zweimal in die Woche

eine Nacht Aushihlfskehllner. Was glauben Sie? Ich kriegge jedesmal drei Mark. Gutt, wenn nohch Winter, und ihch kann die ahnderen Tage Schnee schaufeln."

„Schnee schaufeln?"

„Ja, in Sommer geht noch viel schljechter. Mahn hat nicht zu essen genug. Herr Doktorr, wenn ich eine Bitte mahchen darf?"

„Also?"

„Köhnnen Sie mirr nicht einen bihßchen ahnständigen Ahnzug schenken?"

„Ich muß mal nachsehen."

„Ach, wann ich das bekohmme, wird ahlles wieder gut gehen. Nur von die Kleider ist mein gahnzer Unglühck. Schönner Kehrl bin ich, nurr ich sehe jetzt wie ein Bettler aus mit meinen Frahck. Ein bißchen ahnständiger Ahnzug, dann ist wieder gahnz anders. O, Sie werrden sehen, ihch finde wiedder eine Freundin, ich weiß, ich muhß noch einmal mit vier langgespannte Pferde unter die Linden fahren. Werden Sie sehen!"

Ich konnte nicht anders, ich versprach dem Mann einen Anzug.

„Und vielleicht einen Wihntermantel und einen Hut?“ fragte er hastig.

„Na, wollen wir sehen!“

„Ach, Herr Doktorr, Sie sind ein gutter Mehnsch. Abber ich werrde dahnkbar sein, wann mir gutt geht. Ganz freier Kredit für Sie bei mir, bei Gott!“

Ich mußte lachen. Meine Stimmung hatte sich merklich gehoben. Wozu sich quälen! Ich sah es ja vor Augen, was für ein zähes Tier der Mensch ist, und was er alles durchmachen kann, ohne die Hoffnung zu verlieren.

Der Statistiker

Der junge Deutsch-Amerikaner, dem seine Münchner Freunde den bezeichnenden Namen „der Lugenschippel“ gegeben hatten, sog noch eine tüchtige Portion von seinem Gin Sling durch den Strohhalm und antwortete erstaunt: „Sie wundern sich? Ja, haben Sie denn nichts davon gehört? Der Fall hat doch so großes Aufsehen gemacht!“

„Nein, nichts,“ scholl es ihm entgegen.

„Das ist doch merkwürdig. Mein Freund, das schäbige, marabuartige Individuum, wie Sie ihn zu nennen belieben, im übrigen hieß er Lehmann —“

„Lugenschippel, lügen Sie auch nicht wieder?“

„Ich lüge niemals. Warum soll ein Mensch

denn nicht Lehmann heißen? — Also, meine Herren, mit Lehmann bin ich allerdings auseinander gekommen, und zwar aus einem sehr zwingenden Grunde. Lehmann hat sich aufgehängt."

„Ach Quatsch, Lugenschippel, ich hab den Kerl ja noch vor zwei Tagen im Heck gesehen."

„Sie haben sich getäuscht. Lehmann hatte so ein ähnliches Gesicht."

„Na, das ist doch stark."

„Pst, laß ihn doch reden."

„Ja, meine Herren, wenn Sie mir nicht glauben wollen . . .! Aber es ist ganz gut, wenn die Welt einmal die Wahrheit über Lehmann erfährt. Es waren so verschiedne Versionen im Umlauf. Einige sprachen sogar von geistiger Umnachtung. Aber man verkennt Lehmann, wenn man so etwas behauptet. Lehmann ist als ein Opfer der Wissenschaft gefallen."

„Was für einer Wissenschaft?"

„Der Statistik. — Von geistiger Umnachtung war gar keine Rede. Das war früher einmal gewesen, da war er nahe daran, und damals

hat ihn die Statistik gerettet. Nämlich, seine Braut hatte sich eines Mißverständnisses halber das Leben genommen, und er war am selben Tage von seinem Chef, dem Inhaber einer Käsehandlung, Knall und Fall entlassen worden."

„Na, na, Lugenschippel!"

„Mein Ehrenwort. Warum sollte ein Mann der Wissenschaft nicht einmal alten Käse verkauft haben? — Er war eines Rechenfehlers wegen entlassen worden, und dies, in Verbindung mit dem plötzlichen Tode seiner Braut, hatte ihn schwermütig gemacht. Er fühlte sich zwecklos in der Welt und ging mit gesenktem Kopfe gedankenlos umher. Und unbewußt stellte sich dadurch bei ihm eine Manie ein: er fing an, alles zu zählen, die Trottoirplatten bis zur nächsten Straßenecke, die Treppenstufen und so weiter. Das tat er lange ohne einen bestimmten Zweck, er dachte nur: wenn die Zahl der Dinge, die ich jetzt zähle, gerade ist, trinke ich eine Melange im Café Stephanie, sonst verzichte ich darauf. Sie sehen, meine Herrschaften, ein höchst gefährlicher Zustand. Da auf einmal kam ihm ein Gedanke,

der ihn aus seiner Schwermut riß und ihn zum Statistiker machte. Es fiel ihm nämlich plötzlich auf, daß hier ein strenges Gesetz waltete. Entweder nämlich war die Zahl der Treppenstufen, oder was er gerade vornahm, gerade, oder sie war ungerade, ein drittes gab es nicht."

„Aber Lugenschippel!"

„Was wollen Sie denn? Leuchtet Ihnen das vielleicht nicht ein? — Damit war für Lehmann eine gewisse Gesetzmäßigkeit, die sich in Zahlen ausdrücken läßt, erwiesen. — Warum er so lange dazu brauchte, um das zu entdecken? Ja, meine Herren, Lehmanns staatserhaltende und wissenschaftliche Fähigkeiten waren eben größer als die entdeckerischen. Also, kurz und gut, Lehmann war mit dieser Einsicht ein Statistiker geworden, und nun begann seine schnelle und glänzende Laufbahn, die, leider, ach nur zu bald in Tod und Dunkelheit endete. Es gab nichts, was Lehmann nicht gezählt hätte, und die Schlüsse, die er an seine Zahlen knüpfte, waren wahrhaft genial, und die Tatsachen gaben ihm immer recht. War er es nicht, der der staunenden Mitwelt

bewies, daß der echte Münchner im Hofbräuhaus binnen einer Stunde mindestens siebenunddreißigmal auf den Fußboden spuckt? Mit wahrem Ameisenfleiß hat er in seiner ersten genialen Broschüre hierüber fünftausend Fälle zusammengetragen. Und wirklich, bei jedem, der weniger als siebenunddreißigmal in der Stunde ausspuckte, ließ sich in der Aszendenz mindestens ein Vorfahre aus Pasing nachweisen. Alles war begeistert von diesem Resultat. Und ein glänzendes Werk folgte auf das andre. Ich will sie nicht aufzählen und bin auch zu sehr Laie in der Statistik, um Ihnen den ganzen Wert aller dieser Broschüren klarzumachen, bei deren Lektüre die wissenschaftliche Welt fassungslos wurde vor Entzücken. Was er neben allen andern Arbeiten von Anfang an, gewissermaßen aus Pietät gegen das Andenken seiner Braut, mit besonderm Eifer betrieben hatte, war die Selbstmordstatistik. Im Laufe von acht Jahren war er zu der Überzeugung gekommen, daß in München jährlich einhundertunddreizehn Selbstmorde vorkommen, und daß dies ein Gesetz sei. Denken Sie sich nun

seine schmerzliche Entrüstung, als er am letzten einunddreißigsten Dezember konstatieren mußte, daß es in dem Jahre nur hundertundzwölf waren. Wäre Thalkirchen schon einverleibt gewesen, dann hätte es gestimmt; das kam ja aber erst am ersten Januar zu München. Er hatte die Polizei gebeten, ihm sofort Mitteilung zu machen von jedem Selbstmord. So erwartete er fiebernd den Abend. Der hundertunddreizehnte Fall mußte ja bis Mitternacht eintreten. Stunde auf Stunde verging, und es kam keine Nachricht. Denken Sie sich Lehmanns Verzweiflung. Aber dieser Mensch war wahrhaft groß. Was glauben Sie, was er tat?"

„Na, Lugenschippel?"

„Fünf Minuten vor zwölf in der Silvesternacht hängte er sich auf. Die Wissenschaft war gerettet. München hatte seine Selbstmorde."

„Fauler Witz! Aber Lugenschippel! Sind Sie ein verrücktes Tuch!" schallte es durcheinander.

Der junge Amerikaner warf einen schnellen, verstohlenen Blick über die ganze Tischgesellschaft, dann sagte er tief ernst: „Lehmann war der wissenschaftlichste Mensch, den ich gekannt habe."

Tragöden der Liebe

Nora und Doktor Rank, im gewöhnlichen Leben Lona Waldenegg und Cajus Hasse genannt, in ihren Papieren aber als Berta Kleinjohann und Siegfried Pensberger legitimiert, traten durch den Schauspielerausgang auf die Straße und gingen in das gegenüberliegende Theaterrestaurant, wo sie im tête-à-tête zu Abend zu essen pflegten, seitdem sie sich gefunden hatten.

„Endlich!" hatte damals jedermann mit einer gewissen Erleichterung gesagt. Denn daß es so hatte kommen müssen, war niemand zweifelhaft gewesen, der die beiden etwas näher kannte. Lona Waldenegg und Cajus Hasse paßten zu gut zusammen. Es gab in der ganzen übrigen Welt wohl kaum zwei Menschen, die die Unmoral

so ernst genommen und mit einer so sakralen Feierlichkeit geübt hätten wie sie.

Na, nun war es so weit: nachdem sie sich monatelang wechselseitig angezogen und abgestoßen hatten, war das Verhältnis zwischen ihnen seit bald drei Wochen im Gange.

„Cajus," sagte Lona plötzlich, als sie sich ein Weilchen schweigend mit dem Essen beschäftigt hatten, „warum gehen wir eigentlich immer zu mir, und nie zu dir?"

Cajus räusperte sich verlegen und fuhr mit seinem Zeigefinger lockernd unter dem hohen Stehkragen entlang. Darauf betrachtete er den Finger mißbilligend und rieb ihn hastig mit seiner Serviette. Er hatte sich nämlich nicht gut abgeschminkt, und sein Hals ließ Farbe. Dann dachte er etwas nach, machte, soweit das bei seinem Charakterkopf möglich war, ein harmloses Gesicht und gab dem Organ einen für seine Verhältnisse leichten Konversationston, als er sagte:

„Das kann ich dem Mädchen nicht antun."

„Was für einem Mädchen?" fragte Lona,

und ihre Nüstern weiteten sich, während in ihre matten, grauen Augen ein grünliches Flimmern trat.

„So bist du schön!" sagte Cajus mit einem tiefen Blick in ihre Augen und fuhr dann leichthin fort: „Ach, habe ich dir denn noch nicht davon gesprochen? Merkwürdig!"

„Was für ein Mädchen?" fragte Lona begierig, und ihr ungewöhnlich roter, etwas großer Mund brannte wie eine Stange Siegellack in dem käseweißen Gesicht.

„Ach, nichts Besondres," erwiderte er, „es ist nur meine Haushälterin. Ein kleines Mädchen, frühere Kellnerin . . ."

„Deine Haushälterin? Und . . . Und . . . ? Liebt sie dich unglücklich?" Lona war aufs äußerste interessiert.

„So kann man das eigentlich nicht bezeichnen," sagte Cajus ernsthaft, „siehst du, es gibt im Liebesleben verschiedne Zeiten. Bald ist man für die Idylle, bald für die Tragödie. Du, Lona, bist eine Tragödin in der Liebe. Du bist die richtige Ergänzung zu mir, die mir von An-

beginn der Welt vorausbestimmte andre Hälfte, die große Hetäre mit einem Wort ..."

„Und was ist es mit jenem Mädchen?"

„Hm ... Ja, damals war ich zur Idylle aufgelegt."

„Damals? Aber sie ist doch noch bei dir?"

„Ja, siehst du, Lona, das hat so seine besondern Ursachen. Die Sache wird leider nicht ohne Folgen bleiben."

„Du wirst Vater?" rief Lona belustigt.

„Ja, was man so zu nennen pflegt, und zwar im nächsten Monat," nickte Cajus mit düstrer Miene, „und siehst du, du mußt begreifen ... Zenzi war immer das freundlichste und netteste Geschöpf, reinster Soubrettentypus; aber in dem Zustand ...! Sie ist überhaupt schon seit einiger Zeit so ... So unwirsch. Ich wundre mich immer."

„Lieber, lieber Cajus," bettelte Lona, „ich hatte mich aber so gefreut, gerade heute zu dir zu kommen. Wirklich, nur für einen Augenblick nur deine Wohnung möchte ich sehen. Sie soll so schön sein."

„Das ist sie," sagte Cajus mit Überzeugung und versenkte seinen Blick wiederum eine Zeitlang in ihre lasterhaft durstigen, etwas dummen Augen.

„Du hast etwas von einer Teufelin, Lona," sagte er dann mit dem latenten Pathos, das auch bei den einfachsten Aussprüchen stets als Unterton in seiner Stimme dröhnte, „ja, von euch Weibern kann auch der gewitzigste Mann immer noch viel lernen. Ich möchte sagen, du bist das Gegenstück zu der Nora, die du heute gespielt hast."

„Nicht wahr?" sagte sie geschmeichelt, obwohl sie keine Ahnung davon hatte, was er eigentlich meine.

„Nora," fuhr er erläuternd fort, „sitzt da und wartet auf das Wunderbare; du aber, du schaffst dir das Wunderbare täglich neu, du weißt es überall zu finden, du erlebst es jeden Tag."

„O, das Wunderbare!" flüsterte sie vor sich hin und ließ die zwei R in dem Worte dramatisch rollen. „Zahl, bitte, Cajus, wir wollen bald zu dir gehen!"

Und Cajus Hasse hielt sich zwar für einen großen Weiberkenner und -bändiger, aber schließ-

lich hatte noch jede mit ihm gemacht, was sie wollte. Und so geschah es auch heute.

* *
*

Als Cajus die Tür seines Schlafzimmers von innen verschloß, horchte er plötzlich auf.

„Was ist das?" sagte er und wand seine Schultern in dem Gefühl äußerster Unbehaglichkeit.

„Sie hat einen Weinkrampf," sagte Lona angenehm gekitzelt und schoß mit zurückgeworfnem Kopf und vorgestrecktem Kinn aus halbgeschlossenen Lidern einen langen Blick auf ihn ab.

Aber Cajus war es ganz und gar nicht so zumute.

„Ich muß zu ihr," sagte er.

Lona aber hing schon an seinem Halse und flüsterte hitzig:

„Nein, nein, laß sie doch! Das macht ja nichts."

Aber er schüttelte sie sehr energisch ab. Das hohe, schluchzende Gelächter wurde immer lauter, und es wohnten schließlich doch auch noch andre Leute im Hause. Er schloß auf und ging über

den Korridor in Zenzis Zimmer. Sie saß in ihrem Bett, sah scheußlich aus und wurde vom Weinkrampf geradezu geschüttelt. Als er ihr die Hand auf die Schulter legte, machte sie eine ruckhafte Bewegung des Abscheus.

„Aber Zenzi," sagte er, „die Dame . . . Es ist eine Täuschung von dir . . . Sie will . . . Sie wollte . . . Sie ist ja überhaupt verheiratet."

Aber leider machte diese Argumentation nicht den geringsten Eindruck auf Zenzi. So ging er denn nach einigem Zaudern wieder in sein Schlafzimmer hinüber, wo er Lona lauschend an der Tür fand. Er zog diese hinter sich zu und sagte in hastigem, aber sehr artikuliertem Theater-flüsterton:

„Es ist ein Unglück; aber Lona, ich beschwöre dich, du mußt fort!"

„Nein, nein," entgegnete sie fast zischelnd vor Begeisterung, „laß mich zu ihr, ich werde mit ihr sprechen."

„Um Gottes willen!" rief er und packte sie an den Handgelenken. Sie aber rang sich mit ein paar flackernden, hysterischen Bewegungen los

und hatte die Tür hinter sich zugeschlagen, ehe er recht zur Besinnung kam.

Er machte ein dummes Gesicht, in dem Lachen und Zorn miteinander kämpften.

„Schrecklich!" dachte er dann. „Und Zenzi hat noch dazu eine von den gräßlichen grauen Barchentnachtjacken an, die ich ihr schon so oft verboten habe!"

Schleppenden Schrittes ging er zu seinem Bette, setzte sich darauf und starrte mit dem Fatalismus eines Verzweifelten vor sich hin.

Nach einiger Zeit fuhr er plötzlich auf: Zenzi schluchzte ja nicht mehr. Hatte es gerade aufgehört, oder war es schon länger so still; und er hatte nur nicht darauf geachtet?

Er schlich auf den Zehen in den Korridor hinaus.

Die Tür drüben stand offen. Lona saß auf dem Bett und preßte Zenzis unfrisierten Kopf an ihren Busen. Er hörte, wie sie gerade sagte:

„Sehen Sie, liebes Mädchen, wir Frauen . . .! Sind wir denn nicht alle zum Leiden geboren?

Sind wir denn nicht alle Schwestern? Lassen Sie uns Schwestern sein, liebes Mädchen!"

Und Zenzi schluchzte gerührt:

„Ja! — — O wie Sie gut sind!"

Cajus Hasse begab sich, geräuschlos, wie er gekommen war, in sein Wohnzimmer, machte Licht und schrieb folgenden Brief:

„Liebe Lona!

Ich hatte Dich für eine Heroine gehalten!! Du bist eine Sentimentale!!! Verzeih mir meinen Irrtum! Ich habe heute einen falschen Ton von Dir gehört, und seitdem ist für mich alles aus! Eine Teufelin konnte mich reizen, Zenzis Schwester nicht. Dazu kenne ich Zenzi zu gut. Leb wohl!

Cajus."

Dann kuvertierte er den Brief, adressierte ihn, klebte eine Dreipfennigmarke darauf, nahm Hut und Stock und verließ leise und ohne Abschied seine Wohnung.

Als der Brief mit einem lauten Plumpen

auf dem Grunde des leeren Postkastens an der nächsten Straßenecke angelangt war, machte Cajus Hasse eine weitausgreifende Handbewegung, die besagte: Für ewig! Dann zog er den Schlapphut tiefer in die Stirn und machte sich mit langen Schritten auf den Weg, um ein Wirtshaus zu suchen, das um diese Stunde noch offen und gut besucht wäre. Er hatte das Bedürfnis, andre Leute von weitem an seinem Schmerze teilnehmen zu lassen.

FINIS

Druck von Hesse & Becker in Leipzig